Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Elfter Band.

Fünftes bis siebentes Heft.

Mai—Juli 1902.

Berlin 1902.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstrasse 26.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt

des fünften bis siebenten Heftes 1902.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Nachrichten und Bemerkungen.

Zuschriften bitten wir an die Schriftleitung Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22 zu richten.

Die Monatshefte der C.-G. erscheinen **monatlich.** Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.

Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge;** falls die Zahlung der letzteren bis zum 1. April nicht erfolgt ist, ist die Geschäftstelle nach § 4 der Satzungen zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pfg. Postgebühren berechtigt. Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge bitten wir an das **Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse** zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 6655.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Geheimer Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.**

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

XI. Band. 1902. Heft 5—7.

Gott in der Geschichte.

Vortrag

von Pastor **Ernst Diestel** in Grunewald-Berlin,

gehalten in der theol. Gesellschaft zu Berlin am 21. Januar 1902.

Das Rückertwort aus der Weisheit des Brahmanen:

Der grosse Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur.
Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond und Sonnenflecken,
Im Sternenhimmel dort ist Gott nicht zu entdecken.
Wer Gott will finden dort, der muss ihn mit sich bringen.
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

hat auch für unser Thema eine entscheidende Bedeutung. Nur der sich Gottes in seinem Innern bewusst geworden ist, vermag ihn in der Geschichte zu erkennen. Freilich könnte man sagen: Wird nur dem Gottgläubigen Gott in der Geschichte offenbar, wer steht ihm dafür, dass er sich nicht selbst Etwas vormacht, sich selbst betrügt? Begeht er doch ein unwissenschaftliches (analytisches) Urteil, indem er in den Dingen das zu erkennen meint, was er vorher in sie hineingedacht hat. Dieser Einwurf trifft doch die Sache selbst nicht. Allerdings ist der Gottgläubige von vorn herein überzeugt, Gott in der Geschichte finden zu können, das hindert ihn aber nicht, im Einzelnen zu prüfen, ob — gemäss seiner eigenen Erfahrung — sich Gott in der Geschichte offenbare. Nach seiner Erfahrung, denn er hat Gott erfahren, erlebt; dieses Erlebnis kennzeichnet sich ihm z. B. als innerer Friede. Findet sich dieser Seelenzustand irgendwo in der Geschichte gleich oder ähnlich beschrieben, wie er ihn kennt, so ist er auf eine ähnliche oder gleiche Erfahrung zu schliessen berechtigt, wie er sie gemacht hat, und hat damit zugleich die aus seiner Erfahrung stammende Gewissheit erlangt, dass Gott sich dort in der Geschichte offenbart hat.

Obwohl uns also von vorn herein feststeht, dass nur dem Gottgläubigen Gott in der Geschichte erkennbar wird, dass also nicht aus der Geschichte der Glaube an Gott entstehen, sondern nur allenfalls bestätigt werden kann, so soll damit nicht gesagt sein, dass unser Thema für den Ungläubigen und Zweifelnden wirkungslos bleiben muss. Vielmehr hat der Gottgläubige die frohe Zuversicht, nicht mit Gründen des Verstandes, wohl aber durch die Darstellung seines Glaubens auf Herz und Gemüt des Zweifelnden wirken und ihm zum Glauben Lust machen zu können.

Unser Thema als religiöse Behauptung lautet: Ich glaube an Gott in der Geschichte; die Ausführung hat sich mit den drei Begriffen: Glaube, Gott, Geschichte zu befassen, und die Beweisführung hätte Bilder aus der Geschichte aufzustellen. Zum Schluss soll die Frage erörtert werden, ob ein Fortschritt in der Geschichte erkennbar sei.

I.

Wir finden unser Thema als historische Thatsache sehr oft in der Bibel ausgesprochen; vor Allem Gal. 4, 4: Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan; dieselbe Thatsache in metaphysischer Beleuchtung Joh. 1, 14: Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

a) Darin, dass wir unser Thema als Behauptung aufstellen, liegt schon der Ursprung ausgesprochen, den der Glaube hat. Denn er beruht nicht auf irgend einer Beweisführung weder aus der Natur noch der Geschichte der Völker oder der Einzelnen, überhaupt nicht auf Gründen des Verstandes, sondern des Herzens und des Gemütes; der Glaube ist eine Selbstbehauptung des freien Willens. Sehen wir zu, wie diese Selbstbehauptung zu Stande kommt. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich dem Menschen der furchtbare Gedanke der Unendlichkeit auf; der Raum ist ja da, aber eine Begrenzung kann er nicht haben; was wäre denn hinter seinen Grenzen? Doch wieder Raum und immer wieder Raum, bis ins Unendliche; die Zeit ist da, eine kleine Spanne der Zeit nenne ich mein eigen; auch sie kennt keine Grenzen, nach vorwärts und rückwärts grenzenlos. Was bin ich in diesem grenzenlosen Raum, in dieser grenzenlosen Zeit? ein verschwindender Punkt, ein Nichts im unermesslichen All. Wem dieses Verhältnis

zum Bewusstsein kommt, der hat Religion zu fühlen angefangen, denn er kommt zum Bewusstsein seiner eigenen Kleinheit, Nichtigkeit, Vergänglichkeit und damit zur Demut. Homer spricht es aus: Wie die Blätter im Walde so sind die Geschlechter der Menschen; noch schöner und herzbewegender der Psalmist: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Das ist die Sprache der Demut. Aber hierzu kommt noch ein Anderes, scheinbar ein Gegensatz zur Demut und doch ihre notwendige Ergänzung. Denn dieses Gefühl unermesslicher Abhängigkeit vom Unendlichen ist, trotz Schleiermacher, eben nur ein Anfang zur Religion, der aber auch in das Gegenteil, in stumpfsinnigen Fatalismus und dumpfe Verzweiflung oder in Frechheit und tierische Roheit umschlagen kann. Hiervor bewahrt allein die ungeheure That der Selbstbehauptung des freien Willens in der Glaubenszuversicht, dass diese unendliche Wirklichkeit, die mich umgiebt, als deren Glied ich mich finde, einen vernünftigen, guten und von mir erkennbaren Sinn habe; nicht ein Haufe blinder und zweckloser, mechanisch bewegter Zufälle, sondern bestimmt durch eine Idee des Guten, durch den Allwirklichen und Allguten. Der erkennbare Sinn und die Bedeutung der Wirklichkeit ist, dass sie darauf angelegt ist, Raum zu schaffen für die höchsten Güter der Menschheit, für ein Gottesreich, wie Jesus es nennt, in dem Liebe zu Gott und zum Nächsten gepflegt werden kann. Dieser Glaube, der im letzten Grunde herzliches Zutrauen ist zu dem im Gottesreiche wirkenden Gott, kann, wie gesagt, mit keinerlei Gründen bewiesen werden, weder aus der Geschichte, noch aus dem Leben des Einzelnen, noch aus der Naturbetrachtung, er muss eben geglaubt werden, er ist die geheimnisvolle, freie That des Willens, der durch sie sich selbst behauptet in dem ungeheuren Getriebe der Natur. „Ich will kein todter, mechanisch bewegter Maschinenteil, kein Spielball blinder Kräfte sein in der ungeheuren Riesenmaschine des Weltalls; darum glaube ich nicht, dass es sich also mit ihm verhalte, darum deute ich das All als Offenbarung eines Allweisen und Allguten, auch wenn meine Augen ihn nicht sehen und meine Gedanken ihn nicht erfassen können“[1]).

---

[1]) S. Paulsen, Einl. in die Philosophie, 7. Aufl. 1900, auch für die übrigen nicht bezeichneten Citate.

Wer diese Glaubensthat nicht thun will, der kann durch Gründe nicht dazu gezwungen werden. Er muss dann sehen, wie er mit sich und mit der Welt fertig werden kann. Es steht hier Behauptung gegen Behauptung: der Gottesleugner: es giebt nur eine mechanische, natürliche Weltordnung; der Gottgläubige: diese natürliche Weltordnung ist im Grunde eine sittliche Weltordnung; keiner von Beiden kann seine Sache beweisen, aber der Gottgläubige hat den grossen Vorteil, dass er an sich selbst als sittlich-freie Persönlichkeit glauben kann, der Gottesleugner, der nur eine mechanisch bewegte, natürliche Weltordnung annimmt, kann das nicht ohne fehlerhaften Gedankensprung.

Wer aber diese Glaubensthat gethan hat, dass er das Weltall als sittliche Ordnung und Offenbarung eines Allguten deuten will, der lässt sich nicht irren durch hundert Enttäuschungen und schmerzvolle Rätsel; wie blinde Naturgewalten hoffnungsvolle Leben zerstören, freudige Arbeiten fleissiger Generationen gleichgültig vernichten, Völker im Kampfe um ihre nationale Unabhängigkeit zertreten werden. Durch all dieses Elend geht der Glaube erhobenen Hauptes; das Gotteswort klingt in seinem Herzen: Meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken und Eure Wege sind nicht meine Wege.

b) Der Glaube sucht Gott nicht, sonst wäre er kein Glaube, sondern er h a t Gott. Die Frage: wer oder was ist Gott, ist keine Glaubensfrage, sondern eine Frage der nachdenkenden Vernunft; der Glaube begnügt sich völlig mit dem Bildworte: Gott ist mein Vater; hieran hat er volle Genüge und weiss alle Herzensbedürfnisse befriedigt. Die Vernunft will aber so gut es geht, Gottes Wesen begreifen, indem sie hierbei den doppelten Grundsatz beachtet:

1. Das Gesuchte darf nicht unter ihr, also unvernünftig, scheinen;
2. es muss in der Richtung der gesteigerten Vernunftfähigkeiten liegen.

Alles, was ihr unvernünftig zu sein scheint, muss sie als Gottes unwürdig ablehnen. Unvernünftig scheint ihr z. B., dass Gott um eines Fehltritts im Paradiese willen das erste Menschenpaar und alle seine Nachkommen dem Verderben Preis gegeben haben soll, unvernünftig, dass Gott nur das Volk Israel geliebt habe und nicht alle Glieder der von ihm geschaffenen Völkerfamilie, unvernünftig, dass er im Zorn durch die Sündflut sein eigenes Werk grossenteils wieder zerstört habe. Diesen alttestamentlichen Zügen

gegenüber halten wir fest an den so schlichten und tiefen Erklärungen des neuen Testamentes: 1. Gott ist Geist und 2. Gott ist Liebe. (Ev. Joh. 4, 24 u. 1. Joh. 4, 8.)

Wenn aber die Vernunft anhebt, aus sich selbst Gott begreifen zu wollen, so kann sie ein Lächeln über sich selbst nicht unterdrücken. Weiss sie doch sehr wohl, dass sie im Begriffe steht, ihr Gebiet zu verlassen und das des Glaubens zu betreten. Sie thut es nicht leichtsinnig und frech, sondern ehrerbietig, aber unter dem Zwange ihres eigenen Wesens entschlossen, so weit vorzudringen als sie vermag. Aus sich selbst heraus will sie das grosse Neue erkennen und erklären, d. h. sie schreitet fort vom Bekannten zum Unbekannten, und indem sie so auf festem Grunde ihre Gedanken aufbaut, hält sie, wie gesagt, den Grundsatz fest: Was sie sucht, muss in der Richtung der Steigerung ihrer eigenen Fähigkeiten liegen; muss grösser und höher sein als sie, die Suchende, selbst. Wäre der Gott, den sie findet, geringer und niedriger als sie selbst, etwa dumpfes Unbewusstsein, die Vernunft würde ihn verächtlich einen Götzen nennen müssen und stolz bekennen: ich aber suche Gott.

Ihrer Grenzen sich wohl bewusst, fordert sie von dem Gott, den sie sucht, dass er grenzenlos sei in jeder Hinsicht, unbeschränkt durch Raum und Zeit, der Allumfasser, der Allerhalter, den kein Name nennt, kein Gedanke erreicht, der All-Eine; aber hier bleibt die Forscherin in Ehrfurcht erschauernd stehen; sie hat die Grenze des Denkbaren, ja des Sagbaren, schon überschritten und lässt nun ihren stärkeren Bruder, den kindlichen Glauben, den ihr dunklen Weg allein weiter wandern. Gott wohnt eben in einem Lichte, von dem die Vernunft sich geblendet abwenden muss. Das Höchste, was sie kennt, ist sie selbst als menschliches Innenleben, das sie unter dem Begriff der Persönlichkeit zusammenfasst. Es entsteht also die Frage: Darf der All-Eine als Persönlichkeit gedacht werden, d. h. hat das Innenleben des All-Einen das, was das Persönliche des Menschen ausmacht, nämlich selbstbewusstes und vernünftiges Denken und Wollen? Unser Denken ist an drei Bedingungen geknüpft: an die Bildung von Begriffen, durch die wir uns etwas anschaulich machen, an den Gegensatz von Ich und Nichtich, und endlich — und das ist die Hauptbedingung, an das Beständigsichgleichbleiben des Ich in allem äusseren und inneren Wechsel. Die erste und zweite Bedingung können auf den All-

Einen nicht bezogen werden, er braucht keine Begriffsbildung, weil ihm Alles immer, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unmittelbar anschaulich ist, ihm, der keine durch Raum und Zeit gesetzte Grenze kennt; auch der Gegensatz von Ich und Nichtich, der aus dem Bewusstsein der Beschränkung entspringt, kommt dem Allumfasser nicht zu. Aber unser selbstbewusstes und vernünftiges Denken oder unser Ichbewusstsein entsteht nicht nur aus der Erfahrung der uns umgebenden und einengenden Endlichkeit, sondern auch und hauptsächlich aus der von vornherein uns innewohnenden Erkenntnis, dass unser Ich in allem äusseren und inneren Wechsel das Gleiche bleibt. Alles in mir und an mir ist dem Wechsel unterworfen; so wenig der Mann dem Kinde gleicht oder noch körperliche Bestandteile des Kindes an sich hat, so wenig der Geist des gereiften Mannes dem des Kindes gleicht, so wenig zweifelt der Mann, dass sein Ich, trotz dieses ungeheueren Wechsels, das Gleiche geblieben ist, und sagt mit völliger Sicherheit: Als ich einst ein Kind war[1]). Diese Sicherheit, mit der sich der Mensch als eine im Wechsel beharrende, sich selbst gleichbleibende Einheit, als sich selbst gleich bleibendes, persönliches Ich fasst, entspringt nicht dem Bewusstsein unserer Endlichkeit, unseres Eingeengtseins in Raum und Zeit, kommt nicht aus unserer Erfahrung, sondern ist uns von vorn herein gegeben als nicht wegzudenkender Gedanke, der uns zwingt, den All-Einen, weil er ja nichts Geringeres, als wir sind, sein kann, gleichfalls als eine sich ewig gleichbleibende Bewusstseinseinheit, also als Persönlichkeit, zu fassen.

Ferner dürfen wir dem All-Einen ein vernünftiges und selbstbewusstes Wollen in so fern nicht zuschreiben, soweit es, wie bei uns, aus der Lage eines beschränkten und bedürftigen Wesens entspringt. Was sollte der Allmächtige wollen, da Alles von Ewigkeit zu Ewigkeit in seiner Macht ist? Aber dennoch ist uns hier der Höhepunkt gegeben, von dem aus wir — wenn auch aus unendlicher Ferne — zum Schauen des All-Einen gelangen, ihn uns anschaulich machen können, nämlich da, wo unser sonst unseren Begierden und selbstsüchtigen Motiven entspringendes Wollen umschlägt in reines Wohlwollen, in lautere Liebe. Ich wäre versucht, hier zu bitten mit den Worten der heiligen Legende: Zieh' deine Schuhe aus, der Boden, da du stehst, ist heiliger Boden. Denn

[1]) Hase, Psychol. Begründung der rel. Weltanschauung. 1901.

hier ist uns wirklich gegönnt, einen himmlischen Lichtstrahl zu schauen und des Ewigen Geist zu spüren. Der Mensch, der einmal, wenn auch nur in einem flüchtigen Augenblicke, gewürdigt ward, solchen Sonnenblick zu empfangen, kann nie ganz elend werden. Die Liebe in ihren verschiedenen Formen als bräutliche, eheliche, Eltern- und Kinderliebe, Freundes- und Vaterlandsliebe — und in welcherlei Gestalten sie sonst noch auftreten mag, trägt immer, obwohl oft verhüllt oder verdunkelt, den Stern göttlicher Hoheit auf ihrer Stirn, der am reinsten strahlt, wenn es ihr gefällt, in der Magdsgestalt der Barmherzigkeit unter uns arme Staubgeborne zu treten mit dem Friedensgruss auf ihren Lippen. Wer sie geschaut hat, hat, wenn auch wie aus weiter Ferne, Gott geschaut, wer sich in ihren Dienst stellt, thut Gottesdienst, wer an sie glaubt, glaubt an Gott und wo sie durch die Geschichte wandelt, da ist Gott in der Geschichte. Wer sie erlebt, erfahren hat, sei es, dass er in ihrem Namen Barmherzigkeit üben durfte, sei es dass er ihren Himmelsbalsam auf seinen brennenden Wunden gefühlt hat, der weiss hinfort, wie es um Gottes Wesen bestellt ist, der allumfassende Geist wird ihm zur allerbarmenden Liebe; er hat eine Höhe erklommen, wohin ihm wiederum die Vernunft nicht hat folgen können, wohin nur der Glaube mit Kindessinn dringen und jauchzend bekennen kann: Ich glaube an die ewige Liebe. — Das also ist unser Resultat: Gott ist die allumfassende, von Ewigkeit sich gleich bleibende, ihrer selbst bewusste und deshalb als Persönlichkeit zu denkende Liebe.

c) Wir kommen zu dem Begriff der Geschichte.

Das bekannte Wort Friedrichs von Schlegel: der Geschichtsforscher ist ein rückwärts gewandter Prophet, behält seine Wahrheit für jeden Betrachter der Geschichte und bezeichnet sehr gut die Macht, die das äussere Geschehen, die historischen Thatsachen, mit dem Anschauen des Historikers zu einem lebendigen Bilde vereinigt. „Geschichte ist, wie alle Geisteswissenschaften, keine exakte Wissenschaft; sie kann sich immer nur annähern an die Wahrheit. Überall stösst die Geschichtswissenschaft auf das Rätsel der Persönlichkeit. Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, Friedrich der Grosse und Bismarck. Diese grosse, heldenhafte Wahrheit wird immer wahr bleiben, und wie es zugeht, dass diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein.

Die Persönlichkeit ist das eigentliche Mysterium der Weltgeschichte, sagt Bunsen mit Recht. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart[1].“ Hiernach lässt sich im Wesentlichen die Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft bestimmen, dass sie nach Feststellung der äusseren Thatsachen sich um das Rätsel der geschichtlichen Persönlichkeiten zu bemühen hat, ihr Innenleben, ihre Motive aus den Quellen zu erforschen, mit Sehersinn zu erraten, mit dichterischer Kraft darzustellen, nach dem Maasse ihrer sittlich-religiösen Erkenntnis zu beurteilen; Geschichte selbst ist aber das Leben der Einzelnen, sofern es erkennbare Spuren in der Erinnerung der Menschen hinterlassen hat, oder das Geschehene, soweit es dem Betrachter bewusst geworden ist. Dass durch diese persönliche Anschauung und Aneignung der Thatsachen die Geschichtsbilder persönlich verschiedener Auffassung unterliegen, ist bekannt. Wie verschieden stellt sich das Lebensbild Luthers dar in evangelischer und katholischer Auffassung! Sowohl Kant wie Lessing haben in hohem Glauben an die Bestimmung des Menschen, an die fortschreitende Vervollkommnung des Geschlechts, an den endlichen und entscheidenden Sieg des Guten die Erziehung des Menschengeschlechts als die „Idee“ der Geschichte angesehen. Auch das ist eine Glaubensthat, der die Vernunft schweigend gegenübersteht; das von Kant bezeichnete „Ziel“ der Geschichte: „eine vollkommene Entwickelung aller von der Natur in den Menschen gelegten Anlagen“, hat sie weder anzuerkennen noch zu leugnen. Das edle Ideal des Philosophen: „Den ewigen Frieden“, vermag sie in der grössten Zeitenferne nicht zu entdecken. Von der hohen Warte der Gegenwart überschaut sie mit dichterischer Gestaltungskraft die in der Dämmerung und im hellen Tageslichte der Geschichte daliegenden Jahrtausende der Vergangenheit; wie von einem Gebirgspanorama heben sich glänzende Höhepunkte aus der Masse ab; wenige Namen; in der Tiefe der dunklen Thäler die wimmelnde Schaar der Namenlosen, von deren Hasten und Freuden, Leiden und Sterben keine Kunde in das Ohr der Lauscherin dringt; nur wie fernes Meeresrauschen klingt es dumpf empor; so scharf sie äugt, sie vermag keinen Fortschritt,

[1]) Treitschke, Politik I.

keinen Rückschritt zu erkennen; in ewigem Kreislauf vollzieht sich das Sein der Menschen; Völker kommen zur Blüte und welken; wenige Namen tragen in sich den Metallklang geschichtlicher Unsterblichkeit. Ermüdet vom Schauen ins Weite, schaut die Vernunft die Einzelnen an, die aus der Ferne herschreiten, hohe Gestalten, die den Silberglanz geistigen Lebens auf ihrer Stirn und den Goldglanz lauterer Liebe in ihrem Herzen tragen, und sie blickt sich auch um in der Gegenwart, sie sucht unter den Mühseligen und Beladenen, den Geld- und Geistreichen, den Jägern nach Glück und den durch ihre Leidenschaften Gejagten — sie findet viel Gemeines, aber auch viel Hoheit, viel ehrliches Suchen und liebevolles Entsagen; oft unter unscheinbaren und rauhen Formen viel zarte, sittliche Schönheit, und sie spricht: Wenn Gott Geist und Liebe ist, so ist er da tausendfach im Herzen der Lebenden; so mag denn der Glaube für mich das Wort nehmen und bekennen: Gottes Geist und Gottes Liebe hat die Menschen in der geschichtlichen Vergangenheit nie verlassen, weder auf den weithin erkennbaren Höhen noch in den dunklen Tiefen, wo die Namenlosen zahllos dahin gegangen sind: Ich glaube an Gott, der Geist und Liebe ist, in der Geschichte der Menschheit.

II.

Ist das unser Glaube, dass der all-eine Gott als Geist und Liebe in den Menschen geschichtlich sich offenbare, so dürfen wir das Licht dieser Glaubenserkenntnis auf Bilder der Geschichte fallen lassen, den Beweis für unser Resultat zu führen. Zuvor jedoch ist noch eine wichtige Frage zu erörtern: Ist Gottes Walten nur in dem Innenleben der Menschen erkennbar, nicht auch in der Zusammenfügung der äusseren Thatsachen, in dem, was wir Vorsehung im weiteren Sinne nennen? z. B. Luthers Tod kurz vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges, der die fanatischen Spanier bis zur Eroberung Wittenbergs führte; Kaiserin Elisabeths Tod grade in der höchsten Not Friedrichs des Einzigen? Diese Frage stellen heisst zugleich für uns, sie bejahend beantworten. Aber hier ist demütige Vorsicht geboten. Denn gerade in der Stellung, in der wir kurzsichtigen Menschen den Ewigen am liebsten erkennen möchten, nämlich als gerechten Richter über die Geschicke der Völker und der Einzelnen — wobei wir gar nicht der Gefahr entgehen können, unseren Begriff der Gerechtigkeit an die Stelle

der göttlichen zu setzen, grade in dieser richterlichen Stellung ist uns der Ewige schwer oder gar nicht erkennbar. Hier gilt es zu glauben und nicht zu zweifeln an dem, was man nicht siehet. Der geschichtliche Gott ist nicht ein Gott der gewonnenen oder verlorenen Schlachten in der mittelalterlichen Bedeutung als Vollstrecker eines uns klaren und zweifellosen Urteils; er hat weder bei Jena über die Deutschen noch bei Sedan über die Franzosen „gerichtet“. Er ist uns eben als Richter durch äussere Thaten, Schlachten, Erdbeben, Wasserfluten, Stürme, Feuersbrünste u. s. w. nicht offenbar. Gott nimmt nicht Partei für ein Volk gegen ein anderes; er wirft nicht ein Volk gerichtet dem anderen hin zum Schemel seiner Füsse; er ist mit jedem Volk, insofern, als er in allen Völkern seine Gedanken ausprägt; in ihrem Entstehen, Blühen, Verwelken, anderen Platz machen, Verschwinden erkennen wir das unendlich mannigfaltige Spiel des göttlichen Geistes. Der Sinn dieses Spiels bleibt uns bei einzelnen Geschehnissen fast immer dunkel, aber der Glaube lässt es sich nicht nehmen, in dem bunten Wirrwarr geschichtlicher Ereignisse an dem Heraufführen und Näherkommen des Gottesreiches festzuhalten. Aber wie zahllose ungerechte Härten zeigt uns jeder Blick in Vergangenheit und Gegenwart: Messeniens Untergang, Karthagos Zerstörung, Greuelthaten in Massen, die Sturmflut des 17. Jahrhunderts, die 5000 Menschen in einer Schreckensnacht verschlang, Lissabons Erdbeben, so viele in Bergwerken verschüttete Mannesleben, überhaupt das grauenvolle, unbarmherzige Durchschnittsverfahren des Todes — genug und übergenug. Macht nicht jedes erlebte, geschaute Unglück Gottes Walten in der Geschichte der Völker und der Einzelnen zu Schanden? Wer einmal die Hülferufe eines Ertrinkenden vernommen, dem gellen sie zeitlebens in den Ohren. Nehmen wir ein entsetzliches Bild aus der Gegenwart: das langsame Erlöschen des Burenvolkes; das Sterben der gefangenen Frauen und Kinder in den englischen Lagern — wer wagt es noch, von dem Walten eines Gottes, der Geist und Liebe ist, in der Geschichte zu reden?

So tief uns alles dies erschüttert, muss es doch ausgesprochen werden, dass nur der Unglaube so fragen kann. Der Unglaube verschuldet, dass die sichtbare, leibliche, materielle Welt, die den Naturgewalten und dem Tode unterworfene Welt, als die eigentliche, wahre Welt gilt; über sie freilich, wenn man keine andere Welt kennt, kann nur ein Schreckensgott oder gar

kein Gott, dumpfer Zufall, herrschen, was im Grunde ein und dasselbe ist. Eine andere Stellung aber weist der sichtbaren Welt der Glaube an, der sich vom Evangelium und von Jesu Kreuz seine Lebenskraft geholt hat. Ihm ist diese sichtbare Welt nur da zum Dienste der unsichtbaren, zum Schauplatz sittlich-religiösen Lebens, in welchem sich der Ewige als Geist und Liebe kundthut; die sichtbare Welt die dienende Magd, die unsichtbare Welt die gottgeborene Herrscherin, die oft in unscheinbaren Gewändern, unkenntlich geworden, aber doch dann und wann in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit unter die Menschen tritt. Dieser Glaube weiss, dass die innere, unsichtbare Welt des Geistes durch Leiden und Schrecken der Naturgewalten und des Todes gefördert wird, wie Jesu erhabene Seele durch Todesnot zur Verklärung ging; er weiss, dass der Tod überhaupt nicht töten, vernichten, sondern nur körperliche Formen zerschlagen und in ihre Teile auflösen kann, aus denen die ewig geschäftige Geisteswelt neue Formen zu ihrem Dienste bildet. Nicht im wütenden Sturm, nicht im Erdbeben und Feuer wandelt der Ewige über unserer Erde, sondern in der heiligen Stille geistigen Lebens und selbstloser Liebe.

Von dieser gewonnenen Einsicht aus lässt sich nun doch — und nun erst recht — ein tiefes Verständnis gewinnen für eines Volkes gottvertrauenden Schlachtenmut und seine siegesstolzen, patriotischen Lieder. Wir verstehen das heilige Entsetzen, mit dem unser Volk die jammervollen Trümmer der grossen Armee 1812 aus Russland zurückkehren sah, das sich in des Liedes Worten aussprach: Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen; denn nichts anderes als die gläubige Zuversicht besagen diese Worte, dass der Ewige, wie dem geschlagenen Frankreich, so auch dem zu neuem, nationalem Leben erwachenden Preussen und Deutschland eine Stätte in seinem geistigen Haushalt gesichert wissen will, dass beide Völker nach dem Maasse ihres Könnens, nach ihrer nationalen Eigenart, mitarbeiten sollen am geistigen Leben und im Dienst selbstloser Liebe, im Dienste des Gottesreiches auf Erden. Die Zuversicht: auf uns rechnet der Ewige, der uns bestimmte geistige Aufgaben gestellt hat und unsere nationale Eigenart nicht untergehen lassen will, ist der berechtigte Kern des Patriotismus. Ein Volk, das diese Zuversicht hat, wird stets Siegeszuversicht behalten; ein Volk, das diese Zuversicht nicht hat, ist verloren. In diesem Sinn können

und sollen wir Patrioten sein und dürfen Geibels flammende Begeisterung teilen: Nun lasst die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm, des Flammenstosses Geleucht facht an, der Herr hat Grosses an uns gethan, Ehre sei Gott in der Höhe!

Deutlicher als sonst lässt sich das Walten der göttlichen Vernunft wahrnehmen bei einer eigentümlichen Erscheinung, die zu betrachten für den Historiker besonders reizvoll ist. Wenn ein höher kultivirtes Volk von Barbaren oder Halbbarbaren unterworfen wird, nehmen in der Regel die Sieger in kurzer Zeit Sprache und Sitte der Besiegten an; das edle Volkstum hat meistens das minder edle in sich aufgenommen. Hegel nennt das: Die List der Idee[1]).

Ich kann mir ganz aneignen, was Bismarck auf dem Marktplatze in Jena am 31. Juli 1892 gesagt hat:

„Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preussi-„schen Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden „Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen „Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der gött-„lichen Vorsehung für die Entwickelung unseres deutschen „Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz „kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, „wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch „nicht gewesen. Die friedericianische preussische Monarchie „war eine grossartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte „ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei „Jena siegreich gewesen wäre, dass wir in einen gedeihlichen „Weg nationaler deutscher Entwickelung geleitet sein würden. „Ich weiss es nicht. Aber die Zertrümmerung des morsch „gewordenen Baues — morsch, wie die Kapitulationen unserer „ältesten und achtbarsten Generäle aus jener Zeit bewiesen „haben — schuf einen freien Platz zum Neubau, und das „zerschlagene Eisen der altpreussischen Monarchie wurde unter „dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl „geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer „Elastizität zurückschleuderte. Ohne Zusammenbruch der „Vergangenheit wäre das Erwachen des deutsch-nationalen Ge-„fühls im preussischen Lande, welches aus der Zeit der tiefsten „Schmach und Fremdherrschaft seine ersten Ursprünge zieht, „kaum möglich gewesen.“

---

[1]) s. Treitschke a. a. O. S. 126.

Der grosse Politiker mit seinem praktischen, weitblickenden Verstande giebt uns hier die rechte Anleitung, Spuren einer die Völkergeschicke lenkenden gerechten Gottheit zu finden, nämlich: erstens nicht der Gegenwart zu nahe, sondern mehr durch die Vergangenheit abgeklärte Ereignisse in den Bereich der Beurteilung zu ziehen und zweitens vorsichtig und demütig in dieser Beurteilung zu sein. Es empfiehlt sich deshalb z. B. nicht, den jetzt alle Gemüter bewegenden Burenkrieg in seinen künftigen Wirkungen unter den Gesichtspunkt einer ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit zu stellen, auch schon deshalb nicht, weil wir stets in Versuchung fallen müssen, das, was wir unter Gerechtigkeit verstehen, an die Stelle der uns unerkennbar bleibenden göttlichen Gerechtigkeit zu setzen. Wenden wir lieber unsere Blicke in die Ferne, den Gott des Geistes und der Liebe zu schauen. Und wir dürfen ihn schauen frohlockend an wie vielen Orten! Aus der unermesslichen Fülle der sich uns aufdrängenden Bilder auch nur die herrlichsten hervorzuheben ist unmöglich. Aus dem Heldenmut der 300 Spartiaten, der heiteren Ruhe in Sokrates Sterbegemach weht uns Gottes Odem entgegen; aber schon diese nennen, heisst ein Unrecht begehen gegen die Unzähligen, deren Namen in der Geschichte glänzen und — deren Geist und Liebe kein geschichtlicher Name aufbewahrt. Wir aber wenden unseren Blick über die Jahrtausende endlich zu jener von ewiger Glorie umglänzten Höhe, wo Jesus Christus steht; in ihm hat sich göttliches Leben am reinsten und mächtigsten entfaltet; „der Anblick des gekreuzigten Menschensohnes bildet einzig und allein die Macht des Christentums. Jesus ist es, der den alttestamentlichen Schreckensgott, den Gott der äusserlichen Geschehnisse, endgültig entthront und ihn als Geist und Liebe, wirksam in unseren Herzen, verkündet hat in dem Worte, durch das er uns des Gottesreiches Geheimnis enthüllt: Es kommt nicht mit äusserlichen Geberden — denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in Euch. Durch dieses Wort bestätigt Jesus unsere Erkenntnis, dass der Ewige in der Geschichte durch das geheimnisvolle Wirken in uns mächtig ist; Jesu welthistorische Erscheinung bedeutet die Erscheinung einer neuen Menschenart, weil er uns eine neue Willensart gegeben; die Möglichkeit einer wahrhaft sittlichen Kultur hat die Menschheit erst durch ihn gewonnen. „Buddha bedeutet den greisenhaften Ausgang einer ausgelebten, auf „Irrwege geratenen Kultur; Jesus dagegen bedeutet den Morgen

„eines neuen Tages; er gewann der alten Menschheit eine neue „Jugend ab und so wurde er auch der Gott der jungen, lebens-„frischen Indoeuropäer und unter dem Zeichen seines Kreuzes „richtete sich auf den Trümmern der alten Welt eine neue Kultur „langsam auf, an der wir noch lange zu arbeiten haben, soll sie „einmal in einer fernen Zukunft den Namen „christlich“ verdienen.“ Diesem Urteil des berühmten Kulturhistorikers Chamberlain füge ich noch an das Wort unseres grössten Historikers, Ranke und des Philosophen Paulsen: Ersterer: „Unschuldiger und gewaltiger, er-„habener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als Jesu Wandel, „sein Leben und Sterben; in jedem Hauch seiner Sprache wehet „der lautere Gottes-Odem; das Menschengeschlecht hat keine Er-„innerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre“; und Paulsen: „Darf ich das Wort sprechen und meinen, wie ich es „verstehen und fassen kann, dann mag ich, unbeirrt durch den „Spott der Verächter und den Hass der Hüter des Buchstabenjochs, „auch heute noch mich zum Glauben an Gott, der sich in Jesu „offenbart hat, bekennen. In Jesu Leben und Sterben ist mir der „Sinn des Lebens, ist mir der Sinn der Dinge überhaupt auf-„gegangen, das aber nenne ich Gott und Gottes Erscheinung, was „mir das Leben möglich macht und seine Bedeutung zeigt: so kann „der aufrichtigste, wahrhaftigste und freieste Mann heute so gut als „zu irgend einer Zeit sprechen.“

So stimmt demütige Weltweisheit unserer Tage zusammen mit schlichter Frömmigkeit, die bekennt: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber.

Wir kommen zum Schluss. Die Weltanschauung, die bekennen kann: Ich glaube an Gott in der Geschichte, ist selbstverständlich dem Pessimismus entgegengesetzt, nach dem diese Welt die denkbar schlechteste sei, die noch eben bestehen könne und im Grunde wert sei, so schnell wie möglich unterzugehen. Aber damit ist die Frage nicht entschieden, ob denn nun wirklich ein Fortschritt in der Geschichte erkennbar sei. Haben wir recht gesehen, dass Gottes Walten vornehmlich in einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten uns erkennbar und Gegenstand unserer Beurteilung wird, so ist ein Fortschritt im sittlich-religiösen Sinn, oder im Sinn der inneren Kultur, schwerlich festzustellen. Denn der Mensch, in dem Gott erkennbar waltet, ist von Gottes Gnaden und kann als solcher,

in seiner gesamten Persönlichkeit, nicht mehr fortschreiten im Sinne des Übertreffens, höchstens des Ausbildens und Weiterbildens. Über den barmherzigen Samariter, die Witwe mit ihrem Scherflein, den bussfertigen und begnadigten Zöllner ist so wenig wie über die Phidias und Michelangelo, Plato und Kant, Shakespeare und Goethe ein Fortschritt denkbar im Sinne des Bessermachens, in sofern liegen unsere Ideale in der Vergangenheit; auch von einem Fortschritt der geschichtlichen Zeitalter kann nicht in dem Sinne die Rede sein, dass ein Zeitalter nur für das folgende da sei und nicht seinen inneren Wert in sich selber trüge. Nein, jedes Jahrhundert ist, wie jeder rechte Mensch, von Gottes Gnaden und kann als solches nicht von einem folgenden übertroffen werden. Gottes Geist und Liebe hat sich eben zu allen Zeiten offenbart als geistvolles Denken, künstlerisches Schaffen und liebevolles Empfinden. Ein in die Augen springender Fortschritt findet dagegen in der äusseren oder materiellen Kultur statt, d. h. in der immer grösser werdenden Beherrschung der Naturkräfte durch menschliche Erfindungen und Entdeckungen. Aber mit der äusseren hält die innere Kultur nicht gleichen Schritt; das sittlich-religiöse Leben, die innere Kultur des Einzelnen, geht eben seine eigenen Wege; der einzelne Mensch wird durch die Fortschritte der äusseren Kultur nicht sittlicher; die Bestie regt sich im Kulturmenschen so gut wie im Barbaren. In Zeiten der Barbaren ist die Sünde roh, in feineren Zeiten raffinirt, in beiden Fällen gemein. Die theoretische Sittlichkeit verfeinert sich allerdings mit der sich steigernden Kultur; d. h. wir verurteilen heute Vieles, was die Alten für erlaubt hielten, allein diese theoretische Erkenntnis ist noch kein praktischer Fortschritt zur Veredelung des Einzelnen. Denn nicht die Intelligenz beherrscht den Menschen, sondern der Wille, dem die Intelligenz dienstbar ist. Man darf darum auch nicht die Intelligenz zum Massstab des moralischen Fortschritts des Menschen nehmen. Ebensowenig ist ein innerer Fortschritt der Völker oder ganzer Völkergruppen erkennbar. Die ausserchristliche Kultur hat im Lichte der Geschichte zweifellos, wie auch die christliche, Rückschritte gemacht; z. B. die uns bekannte älteste Kulturperiode in Asien war die blühendste, mit dem Einbrechen der Mongolen fand sie ein Ende. Das einst so lebendige christliche Nord-Afrika liegt heute noch grösstenteils erstarrt unter dem Banne des Mohammedanismus. Über die christliche Kultur,

in sofern, als sie in Jesu Leben in einzigartiger Vollkommenheit und bei seinen Jüngern und Jüngerinnen in seiner Nachfolge in die Erscheinung tritt, ist ja überhaupt kein intensiver Fortschritt denkbar; ob ein expansiver Fortschritt stattfindet, d. h. ob durch dieses einzigartige Leben immer grössere Kreise des Menschen ergriffen werden, das wagt die historisch geschulte Vernunft im Hinblick auf den Tiefstand der Kultur in romanischen Ländern, das moralische Massenelend in unseren Grossstädten, das raubtierartige Verhalten der Nationen zu einander, weder zu bejahen noch zu verneinen und mit dem Gedanken, dass wir im Grunde doch erst im Anfang der christlichen Kulturepoche stehen, überlässt sie die Antwort dem Glauben, der im Vertrauen auf des Herrn Verheissung von der einen Heerde und dem einen Hirten hoffend zu beten gelernt hat: Dein Reich komme!

Die Gottesfreunde, die „Deutsche Theologie“ und die Rosenkreuzer.

Nebst Johann Dencks Schrift „Etliche Hauptreden“.

Von

Ludwig Keller.

Unter der grossen Zahl von Personen, die im 14. und 15. Jahrhundert als „Gottesfreunde“ bezeichnet wurden, gab es nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen solche, welche als „heimliche Gottesfreunde“ von den übrigen unterschieden wurden. Diese heimlichen „Freunde“ (auch dieser Name kommt vor) bildeten ein festes „Collegium“, eine geschlossene Brüderschaft unter festen Formen, deren Glieder sich von Zeit zu Zeit zu „Capiteln“ in Grüften oder „Gruben“, die angeblich in Felsen gehauen waren, in aller Stille zusammenfanden [1].

Ob der unbekannte Deutschordensherr zu Frankfurt a. M., der um das Jahr 1400 die nachmals unter dem Namen der „Deutschen Theologie“ berühmt gewordene Schrift verfasst hat — er nennt sich selbst einen Gottesfreund [2] — Mitglied dieses „heimlichen“ Collegiums der Freunde oder nur im allgemeinsten Sinne ein „Freund Gottes“ gewesen ist, wird sich niemals urkundlich feststellen lassen; es fällt dies auch verhältnismässig ebensowenig ins Gewicht wie die Frage nach dem Namen des Verfassers. Wohl aber ist die Thatsache wichtig, dass seine Arbeit in der Religions- und Geistesgeschichte des deutschen Volkes Epoche gemacht hat und zwar in dem Sinne, wie er nachweislich den Collegien der „heimlichen Gottesfreunde“ von jeher vorgeschwebt hat, im Sinne der religiösen Freiheit und Glaubensinnigkeit, wie sie dem deutschen Fühlen und Denken entspricht.

---

[1]) Näheres bei Ludwig Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Lpz., S. Hirzel 1885. S. 188 ff.

[2]) A. Jundt, Das Büchlein des Frankfurter Deutschherrn und Gottesfreundes: Eyn deutsche Theologia neu untersucht. Strassburg 1881. — Verschiedene Abhandlungen neuerer Theologen sind besprochen in dem Aufsatz Fr. Thudichums, Die deutsche Theologie etc. in den M.H. der C.G. Bd. V (1896) S. 44 ff., den wir der Beachtung besonders empfehlen.

Zum ersten Male tritt uns die gewaltige Wirkung der „Deutschen Theologie“ unseres Gottesfreundes im Beginne der grossen religiösen Bewegung entgegen, die wir unter dem Namen der Reformation zusammenzufassen pflegen, und zwar war es vor Allem Luther selbst, auf dessen geistige Entwicklung die Schrift in den Jahren 1515 bis 1520 den grössten Einfluss geübt hat; Luther ist es gewesen, der den bis dahin nur handschriftlich verbreiteten Traktat zuerst im Jahre 1516 und dann im Jahre 1518 unter dem Titel „Theologia deutsch“ im Druck erscheinen liess und ihm durch eine empfehlende Vorrede zahllose Freunde zuführte. „Ich danke Gott, schreibt Luther, dass ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde.“ „Gott gebe, dass dieser Büchlein mehr an Tag kommen, so werden wir finden, dass die deutschen Theologen die besten Theologen sind.“ Fr sehe daraus, dass auch vorhin und anderswo Leute gewesen, die recht gelehrt hätten, nur habe man sie nicht gekannt. „Es ist mir nächst der Bibel, sagt Luther in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Büchleins von 1516, und S. Augustino nicht vorkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt hab und will, was Gott, Christus Mensch und alle Dinge seien.“ In einem Briefe, mit welchem Luther die erste Ausgabe an seinen Freund Spalatin schickte, heisst es: „Wenn es Dich erfreut, die reine, tüchtige und der alten ähnliche Theologie zu lesen, wie sie in deutscher Sprache ausgegangen ist, so kannst Du dir die Predigten Taulers aus dem Predigerorden anschaffen; aber aus diesem Allen schicke ich Dir hier gleichsam einen Auszug. Ich habe wahrlich weder in lateinischer noch in unserer Sprache eine Theologie gefunden, die heilsamer wäre und mit dem Evangelium mehr übereinstimmte.“[1])

Und ähnlich wie für Luther selbst wurde die Schrift des Frankfurter Gottesfreundes für ungezählte Tausende seiner Nation gleichsam das Glaubensbekenntnis und die Fahne, unter der sie in den Kampf um die religiöse Erneuerung unseres Volkstums eintraten. Die Begeisterung, die sie weckte, war eine ausserordentliche und die Nachfrage nach Exemplaren war eine so grosse, dass allein in den Jahren 1518 bis 1520 neun Auflagen notwendig wurden: bei der Beschränktheit des Bücherlesens jener Anfangsjahre eine sehr bedeutende Zahl.

Indessen bald trat darin eine Stockung ein. Nichts charakterisiert den bekannten Umschwung in Luthers Auffassungen zwischen 1521 und 1525 und seine Abwendung von der Glaubenswelt der „Gottesfreunde“ deutlicher als die Thatsache, dass sich Luthers Begeisterung für die deutsche Theologie allmählich in

---

[1]) Näheres bei L. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig, S. Hirzel 1885. S. 344 f.

eine ausgesprochene Ablehnung verwandelte. Er kam mehr und mehr zu der Überzeugung, dass die Schrift eine Quelle der „Schwärmerei“ sei, und bekämpfte sie, hinderte auch ihre weitere Verbreitung nachdrücklich[1]).

Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Einfluss dieser seit 1525 bis zu seinem Tode eingenommenen Haltung ausgereicht haben würde, um die „Deutsche Theologie“ und andere ähnliche Schriften aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen, wenn nicht die Männer und Richtungen, aus deren Schosse sie erwachsen war, sie auch nach 1525 festgehalten und stets von neuem verbreitet hätten[2]).

Wer waren nun diese Männer und Richtungen? Friedrich Thudichum hat in diesen Heften (M.H. der C.G. Bd. V [1896] S. 49) aus dem Inhalt der Schrift, die von allen den Glaubenssätzen und Anschauungen, die im Mittelpunkte der römischen Kirchenlehre standen, nämlich von der Erbsünde, der Dreieinigkeit, der Genugthuung (Opferung), der Messe, der Mutter Gottes, den Heiligen der Kirche, von Wundern, von dem Teufel und den Dämonen im kirchlichen Sinne u. s. w. kein Wort enthält, mit Recht den Schluss gezogen, dass sie den Kreisen jener ausserkirchlichen Christen entstammte, die unter mannigfachen Verschleierungen teils in der Form des Bruderbundes unter weltlichen Formen teils als Kultgemeinschaften vorhanden waren, und die wir hier unter dem Namen der altevangelischen Gemeinden zusammenfassen. Es ist bekannt, dass die Wanderprediger (Apostel) dieser Gemeinden ein Collegium unter festen Regeln und Formen bildeten und sich „Gottesfreunde“ nannten[3]).

Die Beweisführung Thudichums erhält eine weitere Bestätigung durch mehrere wichtige Thatsachen. Die Ritterorden, insbesondere der Deutsche Orden und die Johanniter haben ebenso wie ehedem die Tempelherrn in vielen ihrer geistig regsamsten Mitglieder zu den religiösen Volksbewegungen vor der Reformation eine eigenartige Stellung eingenommen und nicht ohne Grund im Verdacht „häretischer“ Neigungen gestanden[4]); die von diesen Orden geförderten und gestützten Ritter-Gesellschaften (Societates Nobilium), die in der Form von Innungen und Gilden mit einer reichen Symbolik organisiert waren[5]), boten

---

[1]) Keller a. a. O. S. 471 f.

[2]) Vgl. hierzu den Aufsatz F. Thudichums, Die „Deutsche Theologie“ etc. in den M.H. der C.G. Bd. V (1896) S. 44 ff.

[3]) Keller, Die Reformation etc. (Register s. v. Gottesfreunde).

[4]) Vgl. M.H. der C.G. Bd. V (1896) S. 66, Bd. IV (1895) S. 142, Bd. VII (1898) S. 66 f. Vgl. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Lpz. 1885.

[5]) Landau, Die Rittergesellschaften in Hessen. Kassel 1840, S. 9.

für die Verhüllungen, die man für die Fortpflanzung dieser Ideen brauchte, vorzügliche Handhaben.

Ferner bezeugen die Gegner der „Deutschen Theologie“ selbst, dass die Anhänger der „Enthusiasten“ (wie sie sagen) oder der „Schwärmer“ und „Freigeister“ ihre Waffen dieser Schrift zu entnehmen pflegten, und der berühmte lutherische Dogmatiker Nicolaus Hunnius († 1643) hat die Überzeugung ausgesprochen, dass die „Deutsche Theologie“ die Grundlage jener „Ketzereien“ sei, welche die „Rosenkreuzer“ vortrügen, dieselben „Rosenkreuzer“, die von den Gesinnungsgenossen des Hunnius direkt als „Wiedertäufer“ bezeichnet und mit den „Schwenkfeldern“ und anderen „Enthusiasten“ auf eine Linie gestellt wurden [1]).

Eben diese „Rosenkreuzer“ und „Wiedertäufer“ sind es gewesen, die die Schrift unter sich fortgepflanzt haben, als Luther und die Lutheraner sich zu ihren Gegnern erklärten.

Im Jahre 1528 erschien im Verlage von Peter Schöffer zu Worms eine kleine Schrift (in Duodez) unter folgendem Titel [2]):

Theologia teutsch.
Newlich mit grossem Fleiss
corrigirt und gebessert.

Etliche Hauptreden eynem jeden
schüler Christi wol zu studiren.
MDXXVIII.

Die Schrift wird eingeleitet mit einer Vorrede des Verlegers und Druckers, welche folgendermassen lautet:

Peter Schöfer wüntscht dem leser
ware erkantniss Gottes
durch Christum.

Diss überauss kostlich büchlin ist mir von eym knecht Gotts geschickt, das ichs allen Christglaubigen zu Dienst neu trucken sol, welichen ich zu dienen geneygt, vorab in solichem. Dann ich in gegenhaltung voriger getruckten exemplaren wol ersehen kunde, das es mit sunderm fleiss und arbeyt allenthalben widerumb durchlesen und wol corrigirt war, ja dermassen, das nit zu verwundern, obschon solichs büchlin vormals dunkel, grob und unverstendig von vilen erachtet, weil es doch wol verstendig und gantz nit verworren in im selbst ist; dann der geyst Gottes (der dise zeugnuss eröffnet) nit so dunkel und unverstendlich redet noch zeuget. Derhalben Gott billich zu loben,

---

[1]) Näheres bei L. Keller, Die Reformation etc. Lpz. 1885, S. 472.

[2]) Der Druck, der mir vorgelegen hat, beruht in der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (Theol. cath. A. 737); er enthält 8 u. 1 Bl. (A[1]—M). Ein Exemplar findet sich auch in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

das er in disen letsten Zeiten die durstigen selen mit seiner krafft in solchen und dergleichen gaben so reichlich erquickt und labet, welicher uns wölle diese und alle zeugnuss der warheyt mit dem schlüssel Davids eröffnen durch Jesum Christum. Amen.

Daraus geht hervor, dass der ungenannte Herausgeber wie der Verleger der „Theologia teutsch" mit ihrer neuen Ausgabe etwas Besseres liefern wollten, als nach ihrer Meinung die Veranstalter der früheren Drucke (die sämtlich auf Luthers Ausgaben beruhten) geleistet hatten[1].

Die persönlichen Beziehungen, welche Schöffer zu den Führern der sog. Wiedertäufer besass, sind bekannt[2].

Die von allen Forschern geteilte Überzeugung, dass der „Knecht Gottes", der das Büchlein an Schöffer schickte, in den Kreisen der Täufer gesucht werden muss[3], wird bestätigt durch den auf der Rückseite des letzten Blattes stehenden Wahlspruch: „O Gott erlös die gfangnen". Man weiss, dass dies der Wahlspruch Ludwig Hätzers gewesen ist. Damit wäre die Mitwirkung dieses Mannes dargethan, aber es folgt daraus nicht, dass er auch der Verfasser des Anhangs der „Theologia teutsch" ist, der auf dem Titel als „Etliche Hauptreden" etc. bezeichnet ist; sicher ist nur, dass Herausgeber und Drucker der „Theologia teutsch" die Bekanntmachung und Verbreitung der „Hauptreden" wünschten und dass sie dieser Verbreitung Vorschub zu leisten hofften, indem sie ihnen die Form eines Anhangs zu der berühmten und vielgelesenen „Deutschen Theologie" gaben.

Die Bedeutung der Schöfferschen Ausgabe von 1528 beruht nun auf mehreren sehr merkwürdigen Umständen: 1. darauf, dass sie alle früheren Drucke verdrängt hat, und 2. darauf, dass die Gesinnungsgenossen der Herausgeber in allen Jahrhunderten für Neudrucke, Übersetzungen und Erläuterungen gesorgt haben, und 3. darauf, dass der erwähnte Anhang bei allen diesen Neudrucken etc. mit veröffentlicht worden ist und dadurch eine ausserordentlich weite Verbreitung gefunden hat.

Hierdurch gewinnen die „Hauptreden", auch abgesehen von der Frage der Verfasserschaft, ein so erhebliches Interesse, dass

---

[1]) Die Überlieferung des alten Traktats war nicht gleichmässig: es gab Handschriften, die in ihrer Fassung erheblich von einander abwichen. Der Text der obigen Schöfferschen Ausgabe ist von den übrigen bekannten Texten (auch von dem bekannten Pfeifferschen, 3. Aufl. 1875) verschieden.

[2]) F. W. E. Roth, Die Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen 3. Bd. 9. Heft). — Derselbe, Die Buchdruckereien zu Worms am Rhein 1892.

[3]) Vgl. Alfr. Hegler, Seb. Francks Lat. Paraphrase der Deutschen Theol. etc. Tübingen 1901, S. 5 Anm. 2.

wir, ehe wir auf die weiteren Punkte eingehen, den Wortlaut der kleinen Schrift hier wiedergeben wollen:

Etliche Hauptreden,

in denen sich ein jeder fleissiger Schüler Christi prüfen
und erkundigen mag, was von
rechter und gegründter veraini-
gung des ainigen und
obersten guts
zu studieren
wäre.

Got ist ainig und ainigkait entsteet und kumpt allain auss im und doch nit von im, sunst neme sy ab und wurde minder.

Wa zway sein, die sich bey ainander erhalten oder begeen müssen, da ist es möglich, das Zwyspalt under inen entspriesse.

Die zway müsten nur unains werden im Willen, das were das höchst Mittel und Ankunft alles Zwytrachts auch in Gott, wa zway möchten in im sein.

Ursach:

Nichts macht Unainigkait zwyschen Allem dem, so unains werden mag, dann Ungleiche der Willen.

Dises Ain (Gott) will ains und ist allem Zway entgegen.

Hieher er auch alles, so erschaffen, auf das Ainig erschaffen hat, sunst hätt im der Ordnung gemanglet.

Uber das, so hat sein Schaffen oder Geschöpf kainen Bestand mögen haben des Widerwillens halb wie es dann jetzund ist und darumb zergeen muss.

Solche Ainigkait möchte nit weder ermessen, gedacht, betracht noch erkennt werden, dann allain von und durch das Ain, auch etwan in seinem Widerspil.

Das Widerspil thut sich von im selbs herfür on Schuld des Gegegentails.

Hierumb am höchsten erkennt möcht werden das Ain und das Best, müst ain Gegenwurf sein, daran man es (sovil möglich) erlernete.

Solchs war und ist aller Creatur Wesen.

Und ist

fürnämlich und am besten in und mit der vernünftigen Creatur, die Adam war.

Das Ain solt on Creatur nichts und mocht im die Creatur doch nit verhelfen.

Hie lasst sich Allmächtigkait und Barmhertzigkait sehen und unendliche Güte des Alleröbersten, Herr ist sein Nam.

Zu noch meerer Erkanntniss schuf er frey, was er schuf. Ursach: das, so ewig frei war ist und bleibt, mag von Art nichts aignes schaffen noch ertragen.

Nur mag sich das Frey auch in nichts füglicher herfür thun und sehen lassen denn in seinem Gegenthail.

Welcher jenes, so frei ist und sein solt, einschleusst und aignet, der thut wider den, der es frei gemacht und geschaffen hat, das ist Sünd.

Sünd muss im allerkläresten erkennt werden, soll man sy anderst vollkommenlich hassen.

Der Hass entsteet im Gegentheil, das haisst man und ist war der Sohn Gottes oder Gottes Bildniss, welche der Freihait on Underlass begeret.

Diss bleibt, ist und muss bleiben, so lang Gott, in dem es ist, sein und bleiben mag. Dann es ist von Ainem und lasst sich nit ewiglich darvon triegen.

Auf dass es bald und recht widerstellet wird, stellet sich das Ain selb volkommenlich dar, alles das von im selb gezwayet wider zurecht (zu) bringen.

Das mocht nit anderst geschehen, dann in etwas, das sich dem gezweiten vergleichte, aber sonder und on allen Schaden der Ainigkait.

Solches solt und muss sich selbst (so vil es Ains) und allein das Ainig auf das höchst verklären, damit die Freyhait widerumb in ir Wesen käm, welches sy doch nye verloren hatte.

Daher es (Jesus Christus von Nazareth) den allerfreiesten Willen gelert, geübt, gehabt und gebraucht hat.

Dises war nit sein (nach laut seiner Zeugnuss), sonder des Ainen, von dem er es hat empfangen, das es durch in kündbar wurde.

Vermochte doch von im von rechtswegen nit genommen werden und der Volkommenheit halb, die er umb der Freyheit willen haben musst, solt er sy anderst am bessten (wie es dann gehört) verkleren.

Das allervollkommnest in ir war die gantz unmangelhafte Verainigung des Willens, der sich dass mit annam, davon er ains war, ist und bleibet, sonst ging dem Ainen ab.

Nun so ist (wie obsteet) das frei noch vorhanden, das muss nit verloren werden, sunst brechte es der Gotthait Schaden, von der er ist und zugehört. Dann sy verlur etwas, das zunicht were

worden und etwas war. So möchte es volgend auch also dem Ganzen ergeen.

Soll nun solchs geschehen, so muss es nach dem Vorbild, welches das volkomenst Amts halb sein muss, geschehen, und eben nach der Weise und dem Willen des einen, das nye mit im selbs unayns ward.

Das ist und haisst man Widerkören von allen gezwayten in das Ainig, das muss durch alles Leben gestudiert werden. Wer will, der mag es; wer es nit glaubt, der versuch es.

Mag und muss allain durch Verlierung alles dess, so dem ainen zuwider ist, geschehen, sonst nit. Das ist Gelassenhait in Gelassenhait, gantze Ergebung, ain vollkommen Opfer, das willig ist.

Summa

Das ist Christus, warer Sun Gottes, der erstgeboren under den Brüdern, des alles aigen ist, das der Vater vermag, der das recht wahrhaft Mittel ist, dardurch man allain mag, soll und muss zu dem ainigen, das ist, zu dem Vatter kommen, dartzu in der Vatter gesetzt hat. —

Wer sich in diesen Reden nit berechnen kan, dem mangelt des Gaistes Zeugknuss, des Zucht er ausschlahet und nit haben will. Wer sy versteet, der urtaile, der Gaist Gotes aber urtailet alle Ding.

Hat Jemandt fäl und Mangel daran, ist sein Schuld, dass er sich des Abfals nit bekümmert wie er gebessert werd, weil er doch muss gebessert werden. Sagt Jemand: Es ist Klughait, der wisse, dass die grösseste Torhait (also zu reden) des hailigen Gaistes klüger ist weder die höchst Weisheit aller Welt.

Jesa. 59 Sachar. 9.

Juchtze und frolocke O Zion, dann dein Herr kumpt und will König werden und die Gefangenen erlösen.

Der obige Text der „Hauptreden“ ist nicht der Schöfferschen Ausgabe von 1528[1]) entnommen, sondern einem Drucke, der die Schlussworte des Schöfferschen Drucks

O Gott, erlöss die Gefangenen.
Lob sei Gott in der Höhe

nicht hat und daher einen Hinweis auf die Mitwirkung Hätzers nicht enthält.

---

[1]) Inhaltlich stimmen beide Texte überein, aber nicht in dem Dialekt, den Wortformen und der Rechtschreibung.

Dieser Druck der „Hauptreden“ (4 Bl., letzte Seite leer, klein 8⁰) findet sich in einem Sammelbande täuferischer Schriften, in welchen der Traktat Dencks „Ordnung Gottes und der Creaturen Werk“ u. s. w. (1526) und die „Brüderliche Vereinigung etzlicher Kinder Gottes“ Aufnahme gefunden haben; er geht der genannten Denckschen Schrift vorher, ist mit denselben Typen wie die erste Ausgabe von Dencks Schrift „Wer die warhait warlich lieb hat u.s.w.“ (1525) gedruckt, hat die gleiche Rechtschreibung wie die übrigen Denckschen Schriften und berührt sich in seinen eigenartigen Ausdrücken wie in seinen Gedankengängen mit Denckschen Worten und Ideen.

Nun wissen wir aus einer Schrift des Urbanus Rhegius vom Jahre 1526, dass Denck bei der Disputation, welche er zu Augsburg mit Rhegius hatte, eine Abhandlung vorlegte[1]), in der er nachzuweisen versuchte, „wie Gott einig wäre und in derselben Einigkeit alle zwieträchtigen Dinge möchten vereint werden“. Vergleicht man die Eingangsworte und den Inhalt der „Hauptreden“ mit dieser Inhalts-Angabe, so springt in die Augen, dass jene Abhandlung und diese „Hauptreden“ (d. h. Aussprüche) identisch sind. Den, der daran zweifeln sollte, verweisen wir auf die Thatsache, dass Sebastian Castellio (1515—1563), der die Schriften Dencks kannte und hochschätzte[2]), seiner lateinischen Übersetzung der „Hauptreden“ (s. unten) denselben Titel giebt, welchen Rhegius kannte, und dass alle Kenner Dencks seit Jahrhunderten die Identität als erwiesen betrachtet haben, ohne je Widerspruch zu finden[3]).

Ludwig Hätzer, der offenbar im Jahre 1528 die neue Ausgabe der „Deutschen Theologie“ besorgte, übergab Peter Schöffer gleichzeitig die kleine Schrift des im November 1527 verstorbenen Freundes und versah das Ganze mit seinem oben erwähnten Wahlspruch. In dieser Form ging dann das Büchlein hinaus in die Welt, um beiden ungenannten Verfassern in unzähligen empfänglichen Herzen eine Stätte zu bereiten und, getragen von der Liebe und Verehrung der gleichgestimmten Seelen, seinen Lauf durch die gebildete Welt und durch die Jahrhunderte anzutreten.

Es ist in der That überraschend, zu sehen, wie oft die Schöffersche Ausgabe im Laufe der Zeit gedruckt werden musste,

---

[1]) Näheres bei Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer (H. Denck). Leipzig, S. Hirzel 1882, S. 245.

[2]) Über ihn s. den Aufsatz von Bernh. Spiess, Sebastian Castellio etc. in den M.H. der C.G. Bd. V (1896) S. 185 ff.

[3]) Gottfried Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte. Ausg. von 1729 I, 735 sagt: „Überdies werden ihm (Denck) auch die Schlussreden zugeschrieben, welche gemeiniglich zu Ende der teutschen Theologie mit angehenckt sind.“ Die Richtigkeit der Thatsache glaubt Heberle in den Theol. Studien u. Kritiken 1851, S. 194, bestätigen zu können.

um die stetige Nachfrage nach dem Büchlein zu befriedigen. Die Geringschätzung, mit welcher Viele von dem „kleinen Häuflein" der „Schwärmer" und „Enthusiasten" zu sprechen pflegen, erhält durch diese Thatsache doch eine eigenartige Beleuchtung; das Häuflein war weder so klein, noch geistig so bedeutungslos, als man die Welt glauben machen möchte; es ist vielmehr nicht zu bezweifeln, dass der Gang der Geistesgeschichte von hier aus sehr nachdrücklich beeinflusst worden ist.

Deshalb lohnt es wohl, noch einen Blick auf die weiteren Schicksale des Büchleins und insbesondere der Wormser Ausgabe von 1528, seine Verleger, Herausgeber, Übersetzer und Freunde zu werfen, soweit dies heute möglich ist.

Der beste neuere Kenner der „Deutschen Theologie" und ihrer Drucke, Franz Pfeiffer, der etwa 70 Ausgaben aufzählt[1]), erklärt, dass die meisten nach 1528 erschienenen Drucke die „Hauptreden" wiederholen; bei der Seltenheit vieler Drucke ist die Nachprüfung natürlich mit grossen Schwierigkeiten verbunden.

Zunächst waren es, als die Bewegung des sog. Anabaptismus unter der schweren Verfolgung zusammengebrochen war, Caspar von Schwenkfeld und Sebastian Franck, welche sich der Verbreitung des Büchleins annahmen. Im Jahre 1541 erschien (ohne Ort und Drucker-Angabe) unter Schwenkfelds Namen ein Neudruck, der dann im Jahre 1564 in dessen gesammelten Schriften wiederholt ward.

Nebenher ging wie bei allen ähnlichen Traktaten eine starke Verbreitung auf handschriftlichem Wege[2]); mehr als wir es heute ahnen, ward gerade hier unter diesen verfolgten Christen[3]) der alte Weg auch nach der Erfindung des Buchdrucks fortgesetzt.

Vielleicht um dieselbe Zeit, vielleicht etwas früher, wandte Sebastian Franck seine Teilnahme der „Deutschen Theologie" zu und bereitete eine Übersetzung und Erläuterung für den Druck vor, die aber Handschrift geblieben und nur in einem einzigen Exemplar (in der Bibliothek der Taufgesinnten Gemeinde zu Amsterdam) auf uns gekommen ist[4]).

Besonders aber hat sich der oben erwähnte Seb. Castellio in Basel und der Verlag von Johann Oporinus in der Mitte des 16. Jahrhunderts um die Bekanntmachung der Wormser Ausgabe

---

[1]) Theologia Deutsch etc. 3. Aufl. Gütersloh 1875. Vorrede.

[2]) Eine solche Abschrift aus c. 1530 oder 1540 im Cod. germ. 854 der K. Hof- und Staats-Bibliothek in München.

[3]) Man weiss, dass die verfolgten Häretiker in alten Zeiten zur Strafe ein rosenfarbenes Kreuz tragen mussten.

[4]) A. Hegler, Seb. Francks lat. Paraphrase der Deutschen Theologie. Tübingen 1901 und dazu H. Oncken, Aus den letzten Jahren Seb. Francks in den M.H. der C.G. Bd. XI 1902 S. 86 ff.

verdient gemacht[1]). Sie erschien im Jahre 1557 zu Basel in lateinischer und im Jahre 1558 zu Antwerpen in französischer Übersetzung[2]). Der Verleger dieser französischen Ausgabe war kein geringerer als der berühmte Drucker Christoph Plantiu († 1589), dessen Hinneigung zu den Ideen der „Freunde" — er kannte, wie sein Buchdruckerzeichen beweist, deren symbolische Sprache — ihn bekanntlich in schwere Kämpfe verwickelte.

Im Jahre 1552 erschien eine Ausgabe im Ottmarschen Verlage zu Augsburg, demselben Verlage, der sich zu Beginn der Reformation (1518) durch einen Neudruck der vorlutherischen deutschen (aus Waldenser-Kreisen stammenden) Bibelübersetzung und durch die lutherische Ausgabe der „Deutschen Theologie"[3]) bekannt gemacht hatte. Wie mag es gekommen sein, dass Ottmar jetzt der von Worms gegebenen Parole folgte und die Dencksche Schrift mit zur Veröffentlichung brachte?

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo in beiden Kirchen die rechtgläubige Theologie die volle Herrschaft über das staatliche und kirchlich-religiöse Leben erlangt hatte, ward der Widerstand gegen die Verbreitung des Büchleins ein immer stärkerer. Schon Plantin sah sich heftigen Angriffen wegen seiner Ausgabe ausgesetzt und der Neudruck, welchen ein Lyoner Drucker im Jahre 1580 veröffentlichte, ward ebenso wie der Plantinsche im Jahre 1621 auf den Index der römischen Kirche gesetzt[4]).

---

[1]) Theolo | gia Germa | nica. || Libellus aureus: | hoc est, brevis et pregnans: Quo | modo sit exuendus Vetus | homo, induendusque novus. ||. Ex Germanico translatus, Joan- | ne Theophilo interprete. | Basileae, per Joannem Oporinum. 125 S. 8°. — Am Ende: Basileae, ex officina Joannis Oporini, Anno Salutis humanae M.D.LVII. Mense Januario. Eine gleichzeitige Hand hat darunter geschrieben: „Interprete Sebast. Castal". Die Einleitung des Übersetzers von S. 3—13. Sie enthält eine kurze Inhaltsangabe des Buches. Dann folgt der Text S. 14—121, welcher nach der Wormser Edition von 1528 besorgt zu sein scheint. S. 121—125 finden sich die „Gravia quaedam dicta, quibus seipsum explorare diligens Christi discipulus queat et cognoscere, quid super vera et intima unitione unici supremique boni studendum sit". — Ein Exemplar besitzt die Kgl. Paulinische Bibliothek zu Münster (Westf.).

[2]) La Theologie Germanicque etc. a Anvers de l'Imprimerie de Christofle Plantin. 103 S. kl. 8°. Ein Exemplar in Wien. S. Pfeiffer Nr. LXVII.

[3]) Theolo- | gia Teutsch. | Diss ist ain Edels | und kostlichs büchlein | von rechtem verstandt, | was Adam und Chri- | stus sey, und wie Adam | in uns sterben, und | Christus ersteen | soll etc. Titeleinfassung. Titelrückseite leer. 72 Bl. in 8° (ohne den Anhang der Hauptreden), letzte Seite leer, auf der vorletzten Seite: „Getruckt zu Augspurg, durch | Valentin Ottmar, im | MDLII | Jar. | " Als selbständiger Anhang hierzu finden sich mit besonderem Titel und besonderer Foliierung die „Etliche Hauptreden".

[4]) Reusch, Der Index etc. S. 380.

Da waren es nun seit dem Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Männer, die man „Rosenkreuzer" nannte — eine Gemeinschaft, die sich selbst so nannte, hat es nie gegeben —, in deren Kreisen die „Deutsche Theologie" und Johann Dencks „Hauptreden" gleichsam ihre Auferstehung erlebten, dieselben „Rosenkreuzer", von denen einer, der es wissen konnte, nämlich Robert Fludd, sagt, sie nennten sich selbst nicht Rosenkreuzer, wohl aber Gottesfreunde und Brüder[1]).

Ein Gesinnungsgenosse dieser „Gottesfreunde" war Johann Arndt (geb. 1555), der Verfasser der Vier Bücher vom wahren Christentum, der einst zu Basel Medizin und Theologie studiert und hier offenbar mancherlei gelernt hatte. Johann Arndt fand den Mut, im Jahre 1597 zu Halberstadt eine Ausgabe erscheinen zu lassen[2]); er legte aber bezeichnenderweise Wert darauf, dass Johann Dencks Hauptreden mit gedruckt wurden, obwohl er aus seiner Baseler Studienzeit sehr wohl wissen konnte, dass Denck einst der Führer der „Wiedertäufer" gewesen war[3]).

Diese Arndtsche Ausgabe ist dann in zahlreichen Neudrucken der folgenden Jahrzehnte eben in den Kreisen der „Weigelianer und Rosenkreuzer" (wie die Gegner sagten) erneuert worden.

Zu diesen Kreisen gehörten auch die berühmten Drucker Johann und Heinrich Stern in Lüneburg, die Freunde des Comenius[4]), die dieser einst besuchte: sie veranstalteten in den Jahren 1628, 1630, 1642 und 1652 neue Ausgaben, denen sie zugleich des Staupitz Büchlein von der Liebe Gottes beigaben[5]). Nicht weniger als sechs neue Ausgaben erschienen als Anhang zu Taulers Predigten, welche Phil. Jac. Spener besorgt hatte. Und so sorgten die Freunde und Gesinnungsgenossen bis tief in das 18. und 19. Jahrhundert hinein mit nie ermüdendem Eifer dafür, dass die Schrift des alten „Gottesfreundes" und des „Wieder-

---

[1]) Robert Fludd, Summum Bonum, quod est verum verae Magiae, Cabalae, Alchymiae Fratrum Roseae Crucis verorum subjectum p. 4.

[2]) Arndt hat auch in seine Vier Bücher vom wahren Christentum (Lib. II, Cap. 34) einen alten täuferischen Traktat mit aufgenommen, nämlich die alte Schrift „Ein schön Gebetbüchlein, welches die Einfältigen unterrichtet". Näheres bei Keller, Joh. v. Staupitz, Lpz. 1888 S. 394.

[3]) Die Deutsche Theologie u. s. w. Halberstadt durch G. Koten 1597. 110 Bl. u. 2 ungezählte in 8°. Die Ausgabe ist wie die Vorrede Bl. 4—8 ergiebt, von Joh. Arndt besorgt. Am Schluss die „Etliche Hauptreden". S. Pfeiffer N. XXVI.

[4]) M.H. der C.G. Bd. II (1893) S. 57 ff.

[5]) Arndt, Joh. Zwey uralte edle Büchlein | das erste | die deutsch Theologia etc. | das ander die Nachfolgung Christi | durch Thom. a Kempis. Auch Herrn Dr. Joh. von Staupitz' | Büchlein von der holdseligen Liebe Gottes u. s. w. Lüneburg 1630, in 24°. S. 173—180 finden sich die „Etlichen Hauptreden". S. Pfeiffer Nr. XXXII—XXXIV.

täufers“ Johann Denck, letztere freilich ebenso ohne Namensnennung wie die erstere, zur Quelle der Erbauung im Sinne der „Rosenkreuzer“ wurden. Viel Gutes ist dadurch gestiftet worden.

Obwohl sicherlich manche der späteren Herausgeber den Verfasser der „Hauptreden“ ebenso gekannt haben, wie ihn Gottfried Arnold kannte, so könnte man doch in diesen Zusammenhängen vielleicht zufällige Umstände erkennen, wenn nicht die Thatsache vorläge, dass auch andere Schriften Dencks und seiner Schüler später gerade von den sog. Rosenkreuzern und ihren Nachfolgern erneuert worden sind [1]).

Eine der bekanntesten „Rosenkreuzer-Schriften“ ist der im Jahre 1618 erschienene Traktat: „Geistlicher Discurs und Betrachtung, was für eine Gottseligkeit und Art der Liebe erfordert wird“ [2]).

Prüft man nun den Inhalt dieser Schrift näher, so zeigt sich die überraschende Thatsache, dass er aus zwei Abhandlungen besteht, deren erste eine fast wörtliche Wiederholung der Schrift Christian Endtfelders (eines Schülers Dencks) aus dem Jahre 1530 „Von wahrer Gottseligkeit“ ist, und dass die zweite eine Überarbeitung des Traktats Johann Dencks „Von der wahren Liebe“ (1527) darstellt, eine Überarbeitung, die sich an einzelnen Stellen nur in den Ausdrücken von der Urschrift unterscheidet. Aber damit nicht genug. Ähnlich wie die „Hauptreden“ bis tief in das 18. Jahrhundert hinein neu gedruckt worden sind, so geschah es auch mit den Endtfelder-Denkschen Traktaten; und einer dieser Neudrucke ist durch seinen Veranstalter besonders merkwürdig. Im Jahre 1781 nämlich entschloss sich Friedrich Nicolai in Berlin, einige der alten „Rosenkreuzer-Schriften“ von neuem herauszugeben; er wählte dazu die Fama Fraternitatis, die sog. Allgemeine und Generalreformation und — den genannten Geistlichen Diskurs [3]). Wie kam Friedrich Nicolai dazu, für die Verbreitung dieses „Diskurses“ zu sorgen, wenn er darin nicht den Ausdruck von Anschauungen und Gesinnungen fand, die er und seine Freunde teilten?

---

[1]) Näheres bei L. Keller, Die Reformation etc. Lpz. 1885. S. 469 ff.

[2]) Die Ausgabe von 1618 wird genau beschrieben von G. Kloss, Bibliographie der Freimaurerei. Frankfurt 1844 (unter Nr. 2538). — Ein Auszug daraus findet sich bei (J. Fr. Meyer), Die beiden Hauptschriften der Rosenkreuzer. Frankfurt 1827. 8°.

[3]) Kloss, Bibliographie der Freimaurerei. Nr. 2429. Ein Exemplar in der K. Paulinischen Bibliothek zu Münster (Westf.).

Herzog Ernst der Fromme und seine kirchlichen Friedensbestrebungen.

Vom

Geheimen Oberschulrat Dr. **von Bamberg** in Gotha.

Am 25. Dezember 1901 waren 300 Jahre vergangen, seit Herzog Ernst der Fromme auf dem Schlosse zu Altenburg geboren wurde. Die geschichtliche Bedeutung dieses Tages ist im grossen deutschen Vaterlande so gut wie nicht gewürdigt worden. Der erhebende Festakt, der am Tage darauf auf dem Schlosse Friedenstein in Gotha stattfand, hat zunächst dahin gewirkt, dass in weiteren Kreisen die Erinnerung an den frommen Herzog hinter den Zukunftsbildern zurücktrat, die der Gedankenaustausch des Regierungsverwesers in den Herzogtümern S.-Koburg und Gotha, Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, und dem Kaiser über eine Einigung der deutschen evangelischen Landeskirchen hervorrief. Indessen hat gerade die Anknüpfung dieser Gedanken an Bestrebungen Herzog Ernsts des Frommen die Blicke auf eine Seite des Wollens und Wirkens dieses Fürsten hingelenkt, die leicht übersehen wird und doch nicht übersehen werden darf, am wenigsten im Kreise der Comenius-Gesellschaft.

Erdmannsdörffer hat im ersten Band seiner Deutschen Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Grossen 1648—1740[1]) im vierten Kapitel (Innere Reformbestrebungen in den deutschen Staaten) auf Grund der leider immer noch nicht durch eine auf der Höhe der Geschichtswissenschaft stehende Arbeit ersetzten Bücher von Gelbke[2]) und Beck[3]) und der gediegenen Mono-

[1]) Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen III, 7, 1.

[2]) Gelbke, Herzog Ernst der Erste genannt der Fromme zu Gotha als Mensch und Regent. Eine historische Darstellung, aus Akten und bewährten Druckschriften gezogen und mit einem Urkundenbuche herausgegeben. 3 Bände. Gotha 1810, Justus Perthes.

[3]) Beck, Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. 2 Bde. Weimar 1865, Böhlau.

graphie „Die pädagogischen Bestrebungen Ernst des Frommen von Gotha“ von Woldemar Boehne[1]), dem Herzog eine liebevolle Darstellung gewidmet und gezeigt, wie sein Leben von seinem Regierungsantritt in Gotha (1640) bis zu seinem Tode (1675) ausschliesslich der landesväterlichen Aufgabe zugewendet war, an seinem kleinen Lande zu erproben, was ernstes Streben auch unter den ungünstigsten Verhältnissen vermochte, wie der von der tiefsten und aufrichtigsten Frömmigkeit beseelte Mann das gänzlich verfallene Kirchen- und Schulwesen seines Landes wiederherstellte, wie aus seinen und seines Gymnasialrektors Magister Andreas Reyher Bemühungen der berühmte „Schulmethodus“ hervorging, der weithin über die Grenzen seines Landes gewirkt hat, wie er zuerst die allgemeine Schulpflicht und zuerst die Realien auch in die deutsche Volksschule eingeführt hat und daneben, freilich ohne rechten Erfolg, bemüht gewesen ist, die Wohlfahrt seines Landes auch durch Gewinnung neuer Handelsverbindungen zu heben. Es ist ein gewinnendes und zu weiterer Versenkung in die Sinnesart des Mannes einladendes Bild, das hier entworfen ist, aber es fehlt dem Bilde ein wichtiger Zug, an den Erdmannsdörffer auch in dem folgenden Kapitel, wo er einen Blick auf das kirchliche Leben jenes Zeitalters wirft und von konfessionellen Friedenswünschen und Versöhnungsversuchen spricht, nicht erinnert. Und doch nimmt auch in diesem Zusammenhang neben den Kurfürsten reformierten Bekenntnisses, Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Karl Ludwig von der Pfalz, der im Luthertum fest gegründete Gothaer Herzog ein gewisses Interesse in Anspruch.

Am 21. Juli 1633 hatte Bernhard von Weimar seinem Bruder Ernst die Verwaltung des Herzogtums Franken mit den Bistümern Würzburg und Bamberg übergeben, das er von der schwedischen Krone als Geschenk und Lehen erhalten hatte. Bei der Eroberung durch Gustav Adolf waren beide Konfessionen, die katholische und die evangelische, als gleichberechtigt anerkannt. Vor die ihm neue Aufgabe gestellt, bei eigner fester Überzeugung von dem allein wahren lutherischen Glauben auch katholischen Unterthanen gerecht zu werden und beide Konfessionen zu friedlichem Zusammenwohnen zu erziehen, wandte sich Herzog Ernst an den grossen Helmstädter Theologen, Philosophen und Historiker, der bei schärfster Ablehnung des Jesuitenordens und eines unfehlbaren Papsttums der Überzeugung war, dass, was in der christlichen Kirche in den ersten fünf Jahrhunderten gelehrt worden und noch heute Gemeingut aller christlichen Kirchen sei, alles zum Heil Erforderliche enthalte, dass darum auch nicht bloss Verständigung von Lutherischen und Reformierten, sondern auch Frieden mit den Katholiken möglich sei.

---

[1]) Gotha 1888, Thienemann.

Ernst Ludwig Theodor Henke vermutet in seinem trefflichen Werke über „Georg Calixtus und seine Zeit“[1]) (I S. 470), dass der „Discurs von der wahren christlichen Religion und Kirche und deren Zustand“, worin Calixt eine gedrängte und populäre Zusammenfassung dessen gab, worauf es ihm besonders ankam, vielleicht besonders für Herzog Ernst geschrieben sei. Calixt beklagte darin die in der Kirche Christi eingetretene Spaltung, schrieb aber die Schuld nicht der Reformation zu. „Es giebt,“ so schrieb er, „Ursach zur Spaltung nicht, wer bescheidentlich und demütig, was notwendiger Reformation bedürftig und billig einzustellen oder abzuschaffen ist, erinnert, sondern wer solche Erinnerung mutwillig verwirft, und alle, die einer christlichen Reformation begierig, und eingerissenem Aberglauben, Irrtümern und Missbräuchen gewissenswegen nicht länger beipflichten können, verstösst, verbannt, mit Schwert und Feuer verfolgt, und aus seiner Kirche nicht allein, sondern auch aus der ganzen Welt, wenn ers vermöchte, auszutreiben und auszurotten sich untersteht, wie der römische Papst gethan hat und noch thut.“ Aber er unterschied zwischen den Verteidigern des Papsttums und der Menge der „schlichten einfältigen Christen, die des Papsts Intention nicht verstehen“ und „dem vom Papst eingeführten Aberglauben“ anhängen, „weil sie nicht besser unterrichtet sind“. Aber „sie behalten dennoch daneben den christlichen Glauben oder das Symbolum Apostolicum, darin die Fundamente des Christentums verfasset, das Vaterunser, die zehn Gebote, hören jährlich aus dem Evangelium die Historien von der Geburt, Wunderwerken, Leiden und Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn Christi; aus welchem allem vermöge göttlichen Beistandes so viel kann gefasst werden, dass, wenn im übrigen ein christliches und unsträfliches Leben geführt wird, sie zur Seligkeit gelangen mögen; sie sind auch demnach für wahre Christen zu halten, ob sie schon in einem oder andern Punkt irren, und nicht verstehen, was wohl zu wünschen, dass sie es besser verstünden“. Weiterhin heisst es: „Der Artikel, so einem jeglichen zu seinen verständigen Jahren gekommenen Menschen, wo er selig werden soll, zu glauben nötig sind, können gar nicht viel, auch nicht gar intricat und subtil sein, nämlich dass sie ohne hohen Verstand nicht sollten mögen gefasst werden; denn im widrigen Fall es armen schlichten Leuten, als Taglöhnern, Bauern, auch Weibern unmöglich fallen würde zur Seligkeit zu gelangen. Daneben was den lieben Alten unbekannt gewesen, und ohne dessen Wissenschaft sie ihr Christentum geführt und selig geworden, dessen können wir auch wohl entraten“[2]).

---

[1]) Halle 1853, 1856, 1860, Waisenhaus.

[2]) Henke a. a. O. 472 ff.

Solche Gedanken konnten allerdings bei Herzog Ernst Eingang zu finden hoffen, als er ohne das Recht sie zu reformieren die Verwaltung der fränkischen Bistümer übernahm; jedenfalls berief der Herzog ihren Urheber noch im Juli 1633 zu sich und bat den Herzog Friedrich Ulrich, ihn aus seiner Helmstädter Professur zu entlassen. Dieser erklärte, Calixt sei ihm und seiner Julius-Universität unentbehrlich, willigte aber ein, dass er Herzog Ernst einige Zeit bei der ersten Reorganisation des Kirchen- und Schulwesens in Franken beriete. Von Ende August bis Mitte Oktober [1]) hat dann der hervorragendste Ireniker jener Zeit dem stets von edelstem Friedensgeist erfüllten Fürsten in Würzburg zur Seite gestanden.

Leider wissen wir nicht, wie sich der Einfluss des Theologen auf den Regenten im einzelnen gestaltet hat. Auf keinem Gebiete mögen sich beider Gedanken näher berührt haben als auf dem der Schule. Beide mögen die Anbahnung einer Verständigung und Vereinigung der Konfessionen von einer Art Simultanschule erhofft haben, die dem Herzog auch sein ebenso haushälterisches als hülfsbereites landesfürstliches Wohlwollen nahe legte.

Scharold berichtet in seiner „Geschichte der königlich schwedischen und herzoglich sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbistum Würzburg im Jahre 1631—1634“ [2]) (S. 315 ff.) über eine Eröffnung, die der Herzog dem Rat der Stadt Würzburg auf dessen Ansuchen um Belassung bei ihrer Religion und deren kirchlichen Exercitien am 14. September 1633 in seinem Beisein machen liess. Sie wurde mit der Versicherung eingeleitet, er habe niemals dafür gehalten, dass die weltliche Obrigkeit über die Gewissen der Unterthanen zu herrschen und deren Religion durch äussere Zwangsmittel zu ändern befugt sei, dessen Widerspiel seine Glaubensgenossen in voriger Zeit mit grosser Ungelegenheit hätten erfahren müssen, dass er deshalb auch nicht gesinnt sei, den Rat und die gemeine Stadt in ihrer Religion und in ihrem Glaubensbekenntnis, dessen öffentlicher Übung, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien irren und bedrängen zu lassen, und legte dann in 15 Punkten des Herzogs Willensrichtung dar. Der dritte lautete: „Se. F. Gn. lassen dem Rate und der Bürgerschaft melden, wie Sie bedacht seien, nicht allein für arme Waisen und überhaupt für solche Kinder, deren Eltern vermögens- und nahrungslos sind, sondern auch für den Unterhalt alter unvermöglicher Leute gewisse Stif-

[1]) Unter dem 1. Oktober meldet er, dass er an dem Tage in Halberstadt angekommen sei. Vgl. die Handschrift der Würzburger Universitätsbibliothek M. ch. f. 170 Nr. 26.

[2]) Mit Urkunden und einer Abbildung. Würzburg 1844, Voigt und Merker. Leider ist dies Buch von Henke nicht benutzt worden.

tungen zu machen, das Seminarium und die Universität nebst den Schulen dahier einzurichten und dazu einen oder den andern der ehemaligen noch anwesenden Professoren zu ernennen. Zu diesem Ende haben Se. F. Gn. ohne Parteilichkeit einen kurzen allgemeinen Entwurf verfassen lassen, wonach die Jugend in der Gottesfurcht auf eine Weise zu unterrichten wäre, wie solche nicht allein in Gottes Wort gegründet, sondern selbst auch in katholischen Schriften zu finden ist und gelehrt wird. Eine gleiche erspriessliche Verfügung soll auch für die Studien der Humanität, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin geschehen. Sofern nun der Rat und die Bürgerschaft geneigt sind, ihre Kinder von diesen Benefizien Gebrauch machen zu lassen, so wollen Se. F. Gn. dieselben hierbei andern, fremden Kindern, welche entgegengesetzten Falls dazu befördert werden müssten, in Gnaden gerne vorziehen. Sie, der Rat und die Bürgerschaft, können ihre Kinder nach anfänglich genossenem gleichförmigen Unterricht in den Kapiteln der Moral gleichwohl später von katholischen Theologen lehren lassen. Se. F. Gn. hoffen, dass solche angebotene fürstliche Milde und Gnade willig und mit unterthänigem Danke werden angenommen werden.“ Die Hoffnung des Herzogs erfüllte sich nicht. In seiner Gegenerklärung vom 16. September erkannte der Rat zwar die Verheissung gewisser Benefizien-Stiftungen, die Bevorzugung der Würzburger Jugend dabei, dann die Wiederbelebung des Seminariums, der Universität und der Schulen mit Lehrern der beiden Konfessionen dankbar an, sprach aber die Erwartung aus, dass den Stipendiaten die Freiheit, nach Belieben in diese oder jene Kirchen, Predigten und Kinderlehren zu gehen, nicht werde abgeschnitten werden, und dass die Präsentation zu diesen Benefizien an die Würzburger Bürgerskinder geschehe. Flehentlich wurde ferner gebeten, die bisher bestandene Einrichtung der Elementar-Schulen und anderer Übungen der katholischen Jugend, desgleichen deren Besuch der Kinderlehre und einstigen Übertritt zu den höheren Studien fortbestehen zu lassen [1]. Dem gegenüber erklärte wieder der Herzog am 17. September, es sei viel rätlicher, dass nur eine Schule errichtet werde. Er wolle Lehrer von beiden Religionen zulassen. Man solle sich daher um tüchtige katholische Professoren bewerben. Denn es werde keinem einzigen Schüler ein Stipendium verliehen werden, der nicht in diese Schule ginge. Es würde einen ewigen Streit unter den Studenten geben, wenn zweierlei Schulen beständen [2]. Darauf forderte der Rat die Bürgerschaft zu einer Erklärung auf. Sie ging in Bezug auf die Schulen dahin, dass die Bürgerschaft dem Herzog für seine Absicht, das Seminar, die Universität und die Bürgerschulen wieder einzurichten

---

[1]) Scharold, S. 324 f.

[2]) Scharold, S. 327.

und zuvörderst für die Würzburger Bürgerskinder gewisse Stipendien zu stiften, danke und jedem überlasse, davon Gebrauch zu machen, aber den Wunsch und die Bitte nicht unterdrücken könne, dass auch die Pfarrei- und Klosterschulen fortbestehen dürften[1]). Bei der ebenso thatkräftigen als umsichtigen Entwicklung, die, wie Böhne a. a. O. S. 6—21 ausführt, die pädagogischen Bestrebungen des Herzogs[2]) in Franken nahmen, trat der Simultanisierungsgedanke zurück.

Schon am 14. Oktober 1634 nahm infolge der Schlacht bei Nördlingen mit dem Falle Würzburgs die schwedisch-weimarische Herrschaft über Franken ein Ende. Nach dieser Episode ist dann Herzog Ernst nicht wieder in die Lage gekommen, gegenüber katholischen Unterthanen Regentenpflichten ausüben zu müssen. Auch sonst ist er nicht veranlasst gewesen, sich in Einigungsversuche zwischen Katholiken und Evangelischen einzulassen[3]). Ebensowenig hatte er es in seinen bekenntniseinigen Erbländern mit dem Gegensatz zwischen der lutherischen und reformierten Lehre zu thun. Wohl aber wurde er von den synkretistischen Streitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche berührt. Hier finden wir ihn zwar nicht einfach auf der Seite Calixts, aber auch nicht auf der Seite derer, die ihn verurteilten. Sein Kanzler Georg Frantzke war mit Calixt befreundet. Von den Mitgliedern der theologischen Fakultät in Jena hatte der grosse Johann Gerhard von Calixt, als er ihn auf der Rückreise von Würzburg besuchte, einen tiefen Eindruck und eine freundliche Stellung zu ihm gewonnen. Gerhards nächster Nachfolger, Salomo Glassius, der bereits 1640 als Superintendent nach Gotha berufen

---

[1]) ebenda, S. 329.

[2]) Calixt hat sich daran von Helmstädt aus durch Empfehlung geeigneter Kräfte für den Kirchen- und Schuldienst beteiligt im Zusammenhang mit einer Denkschrift, die in der erwähnten Handschrift der Würzburger Universitätsbibliothek enthalten ist. Sie ist vom 2. Dezember 1633 datiert.

[3]) Beck a. a. O. I 636 bemerkt im Anschluss an Notizen über das Thorner Religionsgespräch von 1645, dass sich im Cod. Chart. A. no 120 der Herzogl. Bibliothek zu Gotha dahin gehörige Akten befinden. Sie sind ohne Wert und zeigen höchstens, dass es in Gotha nicht an Interesse für den Vorgang gefehlt hat. Ein eingehefteter Zettel enthält eine kurze lateinische Auslassung über das Religionsgespräch, die mit den Worten schliesst:

Quae sunt acta tribus Thoruni mensibus urbe
haec potuere tribus cuncta diebus agi.

Ita quidam non ineptus versifex: Alius melior

Quid synodus? nodus. Patrum chorus integer? Aeger.
Conventus? ventus. Gloria? stramen. Amen.

Egit tamen vatem, redeuntibus enim per Poloniam in stramine erat recubandum.

wurde, war zwar ganz Schüler der alten Wittenberger, erkannte aber, dass die Mehrzahl der neuen Streitfragen bloss Schulfragen seien und dass darum Dissens darin frei zu geben sei. Noch mehr zur „Moderation“ geneigt war Johann Ernst Gerhard, der Sohn Johann Gerhards, und am meisten Johann Musäus, den Dorner in der Geschichte der protestantischen Theologie (S. 529) den grössten Theologen des Jahrhunderts neben Calixt und Johann Gerhard nennt[1]). Solche Gesinnung der ihm nahestehenden Gelehrten stimmte zu der Hochachtung, die der Herzog selbst für Calixt hegte, und zu seiner Abneigung gegen Streit über Unwesentliches, die zu bethätigen er wiederholt Anlass fand. Es liegt nahe zu vermuten, dass für seine Haltung auch das Verhältnis der Ernestiner zu den Albertinern, insbesondere die Erinnerung an die kursächsische Reichsachtvollziehung an seinem Grossvater Johann Friedrich dem Mittlern, mitbestimmend gewesen ist, wie ja sicherlich an der Feindseligkeit Kursachsens gegen die Reformierten und die ihnen freundliche Richtung der Helmstädter, den gehässig so genannten Synkretismus, die politische Eifersucht gegen Kurbrandenburg, den aufstrebenden Hort der Reformierten und aller unionistischen Tendenzen, stark beteiligt gewesen ist; aber was Herzog Ernst diesen unseligen Streitigkeiten gegenüber gethan hat, ist vollkommen aus sachlichen Beweggründen und aus lautern Antrieben seiner eigenen Natur zu erklären, der freilich Teilnahme an der kursächsischen Eifersucht gegen Brandenburg noch ferner gelegen haben mag als eigene Eifersucht gegen Kursachsen.

Als nun in der Zeit, da Deutschland des heissersehnten Friedens endlich teilhaftig werden sollte, Calixt und sein Kollege Hornejus in berechtigter Abwehr der lutherischen Angriffe auf die Helmstädter Schule doch auch zum Angriff übergegangen waren, gewannen Herzog Ernst und sein Bruder Herzog Wilhelm von Weimar dadurch, dass sie dem strenger gerichteten Professor Major in Jena gegen Hornejus zu schreiben verboten, das Recht, nun auch unter Hinweis darauf, dass es sich im Grunde um unnötiges Gezänk handle, das nur „in Phrasiologia“ bestehe, die Braunschweiger Herzöge und den Kurfürsten von Sachsen zu ersuchen, dass sie doch auch ihrerseits jene den Helmstädter, dieser den Wittenberger und Leipziger Theologen Stillschweigen auferlegen möchten[2]). Aber der Streit sollte sich erst recht entwickeln, vor allem durch die Schuld des Mannes, der, mit Herder an demselben Ort 100 Jahre vor Friedrich dem Grossen geboren, beiden so unähnlich gewesen ist wie möglich. Henke urteilt über Abraham Calovius, dass er der thätigste und wirksamste Vertreter

---

[1]) Henke a. a. O. I, 2 S. 40 ff.

[2]) A. a. O. S. 147.

des antiunionistischen und antipreussischen Luthertums gewesen sei jener und, wie er hinzufügt, hoffentlich auch jeder andern Zeit[1]). Der grosse Kurfürst hatte es gern gesehen, dass der lutherische Heisssporn 1643 seine Königsberger Professur mit der Stellung eines Rektors und Predigers in dem unter polnischer Herrschaft stehenden Danzig vertauschte. Von da aus hatte er 1645 an dem Thorner Religionsgespräch teilgenommen und im Bunde mit dem kursächsischen Abgeordneten Hülsemann den vom Grossen Kurfürsten zur Teilnahme berufenen Calixt um jede Mitwirkung an dem Friedenswerk zu bringen verstanden. 1650 wurde er nach Wittenberg berufen. In seiner Antrittsrede schon klagte er über das Regiment des Grossen Kurfürsten und erklärte der Juliusuniversität und Calixt den Krieg. Diesem war von seinen Herzögen unter der Voraussetzung Schweigen auferlegt, dass auch die kursächsischen Theologen zum Schweigen gebracht würden. Nun hielten sie ihn nicht mehr zurück. Die kursächsischen Theologen aber liessen sich Ende 1651 von ihrem Kurfürsten beauftragen, für einen Theologenkonvent ein Gutachten anzufertigen. In ihrem „Entwurf" hielten sie dann den Helmstädtischen Theologen und ihren Schülern 98 Abweichungen von den symbolischen Büchern, namentlich von der Augsburgischen Konfession, vor. Der Streit drängte zu einer allgemeinen Entscheidung über die höchst bedeutende Prinzipienfrage: müssen die Theologen einer und derselben Konfession durchgängig in ihrer ganzen Theologie übereinstimmen, oder darf und muss es noch theologische Meinungsverschiedenheit unter ihnen geben? Darf und muss um des Friedens willen die Theologie immer mehr normiert und liturgisiert werden, oder ist dies Streben vielmehr der Untergang nicht nur des Friedens, sondern auch der Theologie selbst? Hier haben die Herzöge von Sachsen, Wilhelm und Ernst, eine Wendung herbeigeführt, indem sie, obwohl sie wie auch die Helmstädter früher selbst einen Konvent gewünscht hatten, doch im Einverständnis mit ihrem Generalsuperintendenten und der theologischen Fakultät zu Jena das Zustandekommen eines Konvents mit so durchsichtiger Tendenz zu vereiteln wussten. „Es ist aus dem Conventu wegen der Jenensium, die Calixto favorisiert, nichts worden", klagte Calovius, welcher dafür Musaeus noch nach seinem Tode verflucht hat; der „Entwurf" blieb einstweilen ungebraucht bei den Akten. Und sicher war es nicht ausser Zusammenhang hiermit, dass gerade damals durch die „bösen Leute und Zeloten" selbst über Herzog Ernst die „Calumnia erscholl, als sollten I. F. G. calvinisch sein". Er hatte solchen Predigern, welche nicht singen konnten, erlaubt Kollekte und Vaterunser zu sprechen; so hiess es nun, er wollte das Vaterunser abschaffen; als ihm dies „über der Tafel referiert wurde, lachte er

---

[1]) A. a. O. S. 23.

und sagte: die Geistlichen hätte man genug verketzert, so müssten nun auch die Fürsten herhalten"[1]).

Zu Anfang des Jahres erhielten die beiden Fakultäten zu Wittenberg und Leipzig Auftrag, „etwas ausführlicher die Dissonanz der Helmstädter von unsern Kirchenbüchern mit Anführung ausdrücklicher Worte Calixti und seines Anhanges in lateinischer und deutscher Sprache aufzusetzen". So entstand der berüchtigte „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae, wiederholter Consensus des wahren lutherischen Glaubens in denen Lehrpunkten, welche wider die reine und unveränderte Augsburger Konfession und andere im christlichen Konkordienbuch begriffene Glaubensbekenntnisse noch heut zu Tage in öffentlichen Schriften angefochten D. Ge. Calixtus und die ihm hierin anhangen". Er unterschied sich von dem „Entwurf" nicht nur durch Zurückführung der 98 Abweichungen auf 88, sondern vor allem dadurch, dass jeder der 88 Punkte ganz gleichmässig drei Unterabteilungen erhielt. Voran: profitemur et docemus, und hier folgt dann die rechtgläubige Thesis; alsdann: reicimus, und hier die kurze Zusammenstellung des Irrtums; endlich: ita docent —, und darunter dann die längeren Beweisstellen aus den Schriften, meist von Calixtus, aber bisweilen auch von Hornejus, Fr. Ulr. Calixtus, dem Sohne Calixts, und den Königsberger Theologen Dreier und Latermann, von denen letzterer ein unmittelbarer Schüler, jener, seit er mit ihm als Abgeordneter des Grossen Kurfürsten in Thorn zusammengetroffen, ein grosser Verehrer Calixts war. Was in dem Entwurf als Fundamentalirrtum vorangestellt war, wurde auch hier wieder zuerst als solcher bezeichnet: irgend eine Unvollkommenheit an der lutherischen Kirche zuzugeben und möglich zu finden, und vorher war dann in der ersten Thesis dem entgegen positiv von dieser Kirche gelehrt, sie sei „die wahre Kirche". Wirklich hatten Calov und Hülsemann, bemerkt Henke, schon damit den tiefsten Grund ihres Dissenses von Calixtus bezeichnet; er wollte mit der Unterscheidung der erreichten Stufe von dem niemals ganz erreichten Ziele der Vollkommenheit stets seiner Kirche die echt evangelische Demut, die reformatorische Selbstkritik und die unausgesetzte Arbeit an sich selbst erhalten sehen, während seine Gegner mit der Verwerfung jener Unterscheidung in katholischer Sicherheit sich selbst für vollendet erklären und jede fernere Arbeit und Reform an sich selbst einstellen und verwerfen mussten[2]). Dieser Consensus, der die Konkordienformel erneuern und zu allgemeiner Anerkennung in der lutherischen Kirche bringen sollte, wurde von dem Kurfürsten Johann Georg I an die drei sächsischen Herzöge geschickt. Sie erteilten darauf keinerlei Antwort. Für

[1]) Henke a. a. O. 229 ff.

[2]) Henke a. a. O. S. 291.

dieses Schweigen machte dann Calovius wohl nicht mit Unrecht den Professor Musaeus verantwortlich[1]. Man wird auch für Ernst den Frommen das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, dass er an seinem Teile die lutherische Kirche davor bewahrt hat, zur Sekte zu werden.

Calixt starb im nächsten Jahr, am 19. März 1656. Nach seinem Tode setzte sich der synkretistische Streit, nur in hässlicherer Form, fort, gewiss keinem zu grösserem Schmerz als dem Gothaer Herzog. Nun aber wandte sich dieser zu eigenen Versuchen, das Übel zu überwinden.

Sein überall auf klare und feste Ordnung ausgehender Sinn, dem sein Land so unendlich viel zu danken gehabt hat, liess ihn vor allem eine Instanz zur Beilegung nicht bloss jener, sondern aller etwa auftauchender dogmatischer Streitigkeiten wünschen. Das sollte nicht ein totes Bekenntnis sein, sondern eine lebendige Körperschaft und wiederum nicht eine politische Körperschaft wie das Corpus Evangelicorum, die Vereinigung der Gesandten der evangelischen Reichsstände unter dem Direktorium Kursachsens, sondern eine ständige Vereinigung von Theologen, von der man erwarten konnte, dass sie die Bekenntniseinheit der lutherischen Kirche nicht durch Machtsprüche, sondern mit den Mitteln der Wissenschaft wahren werde. Und nun machte er die Entdeckung, dass in dieser Richtung schon ein anderer gedacht hatte. Es war der Superintendent Nicolaus Hunnius in Lübeck, der im Jahre 1632 eine „Consultatio oder wohlmeinendes Bedenken, ob und wie die ev. lutherische Kirchen die jetzt schwebenden Religionsstreitigkeiten beilegen oder endigen mögen“ veröffentlicht hatte. Darin war zur Erhaltung und Ausbreitung der christlichen Religion ein Kollegium empfohlen, das aus 10 bis 12 frommen, grundgelehrten, moderaten und arbeitsamen Theologen, und eben so viel Adjunkten oder Gehülfen bestehen und dessen Geschäfte dahin gehen sollten, die Religionsstreitigkeiten in Ordnung zu bringen, den Grund oder Ungrund davon aus der heiligen Schrift deutlich zu zeigen und die Ausflüchte der Gegner unserer Kirche zu widerlegen, auch durch Ausarbeitung nützlicher Schriften die Widersacher der christlichen Religion zum Stillschweigen zu bringen oder ihnen das Gleichgewicht zu halten und überdies über alle evangelischen Kirchen und Schulen eine Generalinspektion zu führen. Die Herstellung eines solchen Kollegiums, worin er Männer wie Musäus, Spener und Calovius zu vereinigen hoffte, entschloss sich Herzog Ernst in die Wege zu leiten. Er that es in dem Optimismus, ohne den er auch auf dem eigentlichen Felde seiner landesherrlichen Wirksamkeit nicht so Grosses hätte leisten können, und hielt an dem Entschluss mit der ihn bezeichnenden Zähigkeit fest,

---

[1]) Henke a. a. O. S. 300 f.

obwohl ihn die Gutachten, die er einzog, nur wenig ermutigen konnten. Besonders mussten dagegen ins Gewicht fallen das abmahnende Gutachten seines früheren Geheimrats Veit Ludwig von Seckendorff und das sehr gründliche Bedenken der Giessener theologischen Fakultät vom 26. Juli 1670[1]). Als dieses an den Herzog gelangte, war die von ihm aufs sorgsamste ausgestattete und instruierte Gesandtschaft, sein zweiter Sohn Prinz Albrecht mit dem Kammerjunker, nachherigen Konsistorialpräsidenten von Gabelkoven, dem Kirchenrat Verpoorten und dem Sekretär Hieronymus Brückner, schon lange unterwegs. Wohl in der Absicht, die zu begründende Einrichtung scharf von der Aufgabe des Corpus Evangelicorum, der äusserlich weltlichen Verteidigung der evangelischen Kirche, zu scheiden, hatte der Herzog die Gesandtschaft nicht nach Dresden gehen lassen, sondern nach Wolfenbüttel, Gottorp, Kopenhagen, Stockholm und Güstrow. Die Reise, die vom 4. Mai 1670 bis zum 14. Februar 1671 währte, hatte nicht den gewünschten Erfolg. In dem Bericht darüber sticht besonders der gesunde, sich offen aussprechende Realismus hervor, mit der die schwedischen Kommissarien unter anderen darauf hinwiesen, dass der Kurfürst von Brandenburg einer Sonderverbindung der Lutherischen entgegenzuwirken sich beeilen werde. Auch weitere schriftliche Verhandlungen mit den Höfen, die sich unentschieden geäussert hatten, waren unfruchtbar. Ein Brief vom 27. Mai 1672, worin der Herzog den König von Schweden bat, die Sache auf dem Reichstag den Ständen vorzutragen und zu fördern, blieb unbeantwortet.

Über diesen weiter greifenden Versuch vergass Herzog Ernst nicht, für Beilegung des synkretistischen Streites thätig zu sein. In der Geschichte seiner hierauf gerichteten Bestrebungen, die Gelbke[2]) und Beck[3]) ausführlich geben, ist von besonderem Interesse, dass sich der Herzog dabei auch an den Mann gewandt hat, der noch in anderer Weise als Calixt berufen war, der starren Orthodoxie entgegenzutreten. Speners praktisches Christentum spricht sich in dem vom Herzog erbetenen Gutachten vom 3. Mai 1670[4]) deutlich aus. Zur Beilegung des Streites sei freilich die Hauptsache die Gründung und Verbreitung eines lebendigen Christentums; ausserdem aber müsste eine evangelische Generalsynode, oder, wenn das aus politischen Gründen nicht möglich wäre, ein Verein gelehrter und billig denkender Theologen zusammengebracht werden, welche Friedensvor-

---

[1]) Von Gelbke a. a. O. III S. 110—116 mitgeteilt.

[2]) II. S. 32—56.

[3]) I. S. 642—657.

[4]) Herzogl. Bibliothek zu Gotha. Cod. ch. B, 511 p. 106. Vgl. Hossbach, Philipp Jakob Spener und seine Zeit. I S. 195 ff.

schläge zu machen hätten, bei denen es hauptsächlich darauf ankomme, die historischen Fragen ganz bei Seite zu setzen und die Helmstädter dahin zu bringen, dass sie sich den symbolischen Büchern gemäss erklärten und sich über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit der römischen Kirche befriedigend äusserten. Endlich müsse man wohl scheiden zwischen den wesentlichen und unwesentlichen Lehren, über welche der Streit geführt werde, und mit Übergehung der letzten nur in den ersten Eintracht suchen. Leider drang dieser neue Geist bei den Verhandlungen, zu denen sich Herzog Ernst mit seinem Schwiegersohn dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt verband, nicht durch, namentlich durch Schuld von Calovius, der sich dabei sogar eines Betruges schuldig machte. Herzog Ernst starb, ehe der synkretistische Streit beigelegt war. Er hatte viel zu hohe Achtung vor der Wissenschaft, als dass er selbst bei umfassenderer äusserer Macht theologische Streitigkeiten nach seinem eignen Denken und Empfinden hätte entscheiden wollen.

So wenig Erfolg aber seine irenischen Bestrebungen nach aussen hin gehabt haben, in seiner eigenen Persönlichkeit und in seinem landesfürstlichen Wirken hat er jene streitsüchtige Orthodoxie im Geiste Calixts und Speners überwunden.

Er war ein strenggläubiger Lutheraner. In seinem Testament vom 31. August 1654[1]) hat er sich feierlich zur christlichen alleinseligmachenden Religion bekannt, „wie dieselbe in der heiligen göttlichen Schrift altes und neues Testamentes verfasset, und in denen drey alten Glaubensbekenntnissen, dem Apostolischen, Nicenischen und Athanasischen, ferner der unveränderten An. 1530 zu Augspurg dem hochlöblichen Kaiser Carln dem Fünften übergebenen Confession samt deroselben Apologie, den Schmalkaldischen Articuln, kleinen und grossen Catechismo Lutheri und dem christlichen Concordienbuch widerholet und erläutert". Er hat 1668, als er die Prinzen Albrecht, Bernhard und Heinrich, damit sie sich in der französischen Sprache vervollkommneten, nach Genf reisen liess, ängstliche Vorsorge getroffen, dass sie ja nicht mit den dortigen Calvinisten in Berührung kämen, die mit ihren lutherischen Mitbürgern Gemeinschaft pflogen und sie nicht nur zu ihren Predigten, sondern auch zur Feier des heiligen Abendmahles zuliessen, das die ganze Gemeinde vierteljährlich an langen Tafeln unter Vorsitz des Pfarrers nahm[2]). Aber so wichtig dem Pädagogen unter den Fürsten das feste Gefüge der lutherischen Dogmatik war, es war ihm persönlich doch nur die Grundlage für ein in demütiger Dankbarkeit für die unverdiente und nie zu verdienende Gnade Gottes in Thaten der Liebe sich auswirkendes Leben, und

---

[1]) Gelbke III S. 61—109.

[2]) Böhne a. a. O. S. 341 ff.

so fest er in steter Übung des Gebetes und in fleissiger Versenkung in die heilige Schrift die unsichtbare Hand hielt, die ihm die in Christus offenbar gewordene ewige Vaterliebe reichte, war doch sein Blick klar auf die ihn umgebende sichtbare Welt gerichtet und suchte, um auf sie einwirken zu können, überall von der Oberfläche in den tieferen Zusammenhang der Dinge einzudringen. Wie Calixt die Theologie nach allen Seiten in die engste Beziehung zu der ganzen Welt der Bildung zu bringen suchte[1]), so „versammelte“ die „Ernestinische Bibel“, des Herzogs grosses Bibelerläuterungswerk, „alle damalige Weltkunde um die h. Schrift“[2]). Aber er teilte mit Calixt nicht nur den wissenschaftlichen Trieb, sondern auch die Erkenntnis, dass die Theologie, wo sie sich in Schulstreit verliert, aufhört, für das Leben Bedeutung zu haben, und die entschiedene Richtung auf das Ethische, mit Spener aber die Überleitung der Ethik aus der Wissenschaft in die Praxis, das wirkliche Herabsteigen zu den Bedürfnissen des Volkes, die stärkere Betonung von Bibel und Katechismus, das volle, warme Herz zur Entfaltung der Liebeskraft des Christentums im Leben der Gegenwart. Sein auf allseitige Förderung der äussern und innern Wohlfahrt seiner Unterthanen gerichtetes Regentenleben, das für das ganze Gebiet des öffentlichen Lebens in seinem Lande für Jahrhunderte grundlegend gewesen ist, bedeutet zuletzt eine grosse, in Thaten redende Predigt eines frommen Laien gegen unfruchtbare und nur trennend wirkende theologische Theorie.

So hat Ernst der Fromme verdient, dass ihm zur Feier seines 300jährigen Geburtstags so gehuldigt wurde, wie es am Tage darauf auf dem Friedenstein geschehen ist, wo im Beisein des Grossherzogs von Weimar, des Erbprinzen von Meiningen und des Prinzen Ernst von Altenburg der jugendliche Herzog Karl Eduard von Sachsen Coburg-Gotha von seinem Vormund dem Regierungsverweser in Coburg-Gotha Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg und seinem väterlichen Freund dem Kaiser Wilhelm II. vor einer grossen Festversammlung unter den Segen seines frommen Ahnherrn gestellt und zugleich in Erinnerung an dessen Bestrebungen über kirchliche Friedens- und Einigungsgedanken hochbedeutsame Worte gewechselt wurden. Im Zusammenhang einer Ansprache, worin er, wie der Kaiser sagte, „in markigen Strichen das Bild des grossen Fürsten“ zeichnete, bekannte sich der Erbprinz zu der männlichen, Wissenschaft und Bildung nicht ängstlich scheuenden, sondern vertrauensvoll pflegenden, jede gute menschliche Kraft zu heilsamem Wirken anspannenden, aber die beste Kraft von oben erbittenden Frömmigkeit, für die Herzog Ernst der Fromme ein Vorbild gewesen, und knüpfte an dessen kirch-

---

[1]) Dorner a. a. O. S. 609.

[2]) Hase, Kirchengeschichte III, 2, 1 S. 8.

liche Versöhnungsbestrebungen [1]) den Ausdruck der Zuversicht, dass, wie die politische Zerrissenheit Deutschlands einer Einheit gewichen sei, die „der Stammeseigentümlichkeit aller einzelnen Teile volle Bewegungsfreiheit“ lasse, so auch der in vielen Teilen des Vaterlandes ersehnte kirchliche Zusammenschluss des deutschen Protestantismus zur Wahrung seiner gemeinsamen hohen Güter für die Freiheit der einzelnen Glieder keine Gefahr, sondern eine Sicherung und Kräftigung bedeuten werde. Ihm sei, sagte der hohe Herr, der sich rühmen durfte, wie der Kaiser und die versammelten Vertreter des Ernestinischen Hauses in gerader Linie von Herzog Ernst abzustammen, „als ertönte über die Jahrhunderte hinweg die zur Einigung mahnende Stimme Ernst des Frommen an seine deutschen Glaubensgenossen“. In seiner Erwiderung sagte der Kaiser, die von dem Regierungsverweser gegebene Anregung entspreche Gedanken, die auch ihn schon lange bewegten. Wenn er nicht damit hervorgetreten sei, so liege der Grund nur darin, dass er fern davon sei, auch nur in Wünschen und Hoffnungen der Selbständigkeit anderer zu nahe zu treten. Dass aber ein hohes Ziel seines Lebens eine Einigung der evangelischen Kirchen Deutschlands in den von dem Regierungsverweser gedachten Grenzen wäre, brauche er nicht zu betonen. „Ich meine“, fuhr der Kaiser fort, „dass wir auch ein Bild dafür finden können. Wie der uns gesandte Gottessohn und Heiland das Wort gebraucht hat und der Einzige auf Erden gewesen ist, der es gebrauchen konnte: „Ich bin der Weinstock und Ihr seid die Reben“, so können wir, jeder Einzelne von uns sich als selbständige Rebe an dem Weinstock entwickeln und, so Gott will, dereinst gemeinsam Frucht bringen. In diesem Geiste unserer Väter wollen wir walten.“ Das waren fürstliche Kundgebungen nicht für eine evangelisch-deutsche Nationalkirche mit ausgesprochenem einheitlichen Bekenntnis, sondern für einen deutschevangelischen Kirchenbund, dessen selbständige Glieder, erfüllt von dem Geiste, der dem lebendigen Christus entquillt, durch die Gemeinsamkeit gewisser gemeinsam zu lösender Aufgaben und der von diesen erforderten Organe verbunden wären. Sie fanden einen schönen Nachklang bei einer Audienz, die der Vorstand des S. Gothaischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes am 8. Januar auf dem Schlosse Friedenstein hatte. Er hatte sich um die Erweckung

[1]) Resch, Das lutherische Einigungswerk (Gotha 1902, Schlössmann) nimmt Ernst den Frommen mit Unrecht gegen einen nationalen Kirchenbund für eine internationale lutherisch-konfessionelle Einigung in Anspruch. Er vergisst, dass zur Zeit Ernsts des Frommen Schweden und Dänemark deutsche Reichsstände waren und die gemeinsame Vertretung der Lutherischen und Reformierten, die einer der Aufgaben eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes sein würde, Sache des Corpus Evangelicorum war.

und Pflege wie des Andenkens an Herzog Ernst den Frommen so auch des Kirchenbundgedankens verdient gemacht[1]) und durch seine innerkirchliche Haltung das Recht erworben, im Namen der evangelischen Bevölkerung des Herzogtums das Wort zu ergreifen. So dankte er in deren Namen dem Erbprinzen in einer längeren Ansprache. Der Regent trat in seiner Erwiderung der in der öffentlichen Erörterung des Festaktes auf dem Friedenstein hervorgetretenen irrigen Auffassung entgegen, als handle es sich um eine Verschmelzung der Landeskirchen zu einer Einheit in Glaube und Lehre und um eine neue und nicht vielmehr um eine recht alte und nur neuerdings auch von den meisten Vertretungen der Landeskirche anerkannte Bewegung, und fuhr dann fort: „die Schwierigkeiten der Durchführung, auf die hinzuweisen gewiss berechtigt ist, sind in vollem Masse beachtet und gewürdigt worden, so dass die Hoffnung auf bestimmte Thatsachen gegründet ist, dass im Einklang der freien Entschliessung deutscher evangelischer Fürsten mit den Wünschen des protestantischen Volkes das ersehnte Ziel erreichbar sein wird. Im Geiste voller Anerkennung der Gleichberechtigung gegenüber Andersgläubigen und der Duldsamkeit gegen die einzelnen Richtungen innerhalb unserer eigenen Kirchengemeinschaft werden Sie, das hoffe ich von Herzen, mit mir diesem Ziele zustreben."

---

[1]) Vgl. v. Bamberg, Der Evangelische Bund und der Zusammenschluss der deutschen evangelischen Landeskirchen. Gotha 1902, Fr. A. Perthes.

Fröbel als Begründer einer biologischen Pädagogik.

Zur 50. Wiederkehr von Friedrich Fröbel's Todestage (21. Juni).

Von

Eugen Pappenheim († 25. Dec. 1901).

Je länger man Fröbel nachdenkt, desto grösser wird der Zweifel, ob die Leistungen, denen er heute seinen gefeierten Namen verdankt, das Beste waren, das er der Mit- und Nachwelt gegeben hat.

Allerdings wird die Geschichte der Pädagogik es immer dankbar erzählen müssen, dass er erfolgreicher als Comenius, Pestolozzi, Jean Paul u. a. das weibliche Geschlecht zur Mitarbeit an der Kultur durch die Erziehungsthätigkeit ermahnt, in seinem Kindergarten die Form für eine gemeinsame, auf wohlüberlegte Grundlage gestellte Erziehungsweise früher Kindesjahre gefunden, im Bewegungsspiel ein treffliches Erziehungsmittel geschaffen, für den Wert des Zeichnens als Erziehungsmittels nachdrücklich und wirksam eingetreten, zuerst in Stadt und Land Väter und Mütter zur Gründung von Vereinen für die Jugenderziehung aufgerufen und die Gründung solcher Vereine durch seinen Ruf hier und dort auch bewirkt, endlich auch, dass der Kindergarten zur Verbesserung der Kleinkindererziehungsweise in Bewahranstalten und Kleinkinderschulen, wie beiläufig auch zur Schaffung von Anstalten besonders für Kinder bedürftiger Volkskreise viel beigetragen hat.

Aber ob nun diese Verdienste Fröbels Bedeutung erschöpften, ist eine in neuester Zeit hier und dort sich erhebende Frage, wozu die eingehendere Beschäftigung mit ihm drängt. Auch Comenius wird ja heute, da wir ihn genauer kennen, anders und höher gewürdigt als noch vor einigen Jahrzehnten und vollends zu seiner Zeit; ein Wandel des Urteils über Fröbel wäre aus ähnlichem Grunde erklärlich.

Denn jene Verdienste Fröbels gehören durchweg dem letzten Viertel oder Fünftel seines Lebens an. Die Spielgaben, die Beschäftigungsmittel, der Kindergarten wirkten durch ihre Augenfälligkeit und wirkliche oder anscheinende Verständlichkeit mehr als vorher sein geschriebenes Wort; Fröbel verstand es in dieser Zeit auch schon besser, sich zu Gehör zu bringen, und die von ihm gerufene Frauenwelt war, sein Wort weiter zu tragen, vorzugsweise geeignet. Freilich hat selbst die Arbeit dieses Lebens-

abschnittes nicht gleichmässige Beachtung und Wertschätzung gefunden. Für die Spielgaben u. s. w. fehlte es damals wie noch heute häufig am rechten Verständnis, und die „Mutter- und Koselieder" wurden und werden von vielen ignoriert, als unverständlich bei Seite gelegt oder gar abgelehnt. Nun hängen aber gerade diese beiden Arbeiten mit seiner früheren Gedankenarbeit, wie wir sehen werden, fest zusammen; und bedenkt man ferner, dass das Greisenalter den Denk- und Wollensinhalt eines Mannes nie schärft, sondern im besten Falle nur in seinen Konsequenzen leitet, wenn nicht mit Unwesentlichem verknüpft oder gar fallen lässt, so erklärt sich das Verlangen, zum Verständnis Fröbels auf die frühere Lebenszeit und seinen Werdegang zurückzugehen. Es fragt sich also, ob dort Ziele des Denkens und Wollens sichtbar werden, welche man als bewegende Grundgedanken, als vorschwebende Lebensaufgaben ansprechen darf. Sie können vorhanden sein, auch wenn sie bei den Wandlungen des inneren Interesses, dem Wechsel der äusseren Lebensverhältnisse und Anlässe zur Thätigkeit oder auch bei dem Ermatten der geistigen Kräfte zeitweilig zurückgetreten sein sollten; und sie werden so gewiss vorhanden sein, so gewiss Fröbel eine von den Knabenjahren an in ernstester Lebensauffassung, unter stetem Ringen nach der Bewahrung der inneren Einheit, in sich arbeitende Persönlichkeit war.

Fröbel hatte zwei Ausgangspunkte: den naturwissenschaftlichen und den religiös-metaphysischen.[1]) Beide bewegten ihm ebenso Gemüt wie Denken. Die Natur liebte er von Kindheit auf, aber ihr galt auch der Lerneifer seiner Knabenjahre und später der beste Teil seiner Universitätsstudien; in gleicher Weise erhob ein mächtiger Zug zur Reflexion seinen anerzogenen frommen Sinn zu bewusstem ernstem Ringen nach einer Gott, Natur und Menschenleben einigenden Weltanschauung. Beide Richtungen nun durchdrangen sofort, als er zur Klarheit über

---

[1]) In obigen Ausführungen ist nur von dem naturwissenschaftlichen Ausgangspunkte und der durch diese bedingten Problemstellung für die Pädagogik die Rede. Die klare naturwissenschaftliche Fassung der Aufgabe der Pädagogik ist bei Fröbel aber überall durchwoben von einem lebendigen religiös-metaphysischen Triebe nach Erkenntnis und Verständnis des Weltganzen. Der ernst beobachtende Mineraloge, wie wir ihn anderweitig kennen lernen, scheut sich sogar nicht, die philosophische Reflexion vom „Grunde", „Glauben", „Schauen", „Ahnen", aus zu ergänzen und zu bestätigen; er weiss Gott sich so nahe, dass er „Ihm" ein Buch widmet (die Menschenerziehung). Freilich entfremdet ihn dieser mystische Zug manchem sonst vertrauenden Manne verständig-klaren Denkens, wie der Optimismus in der Auffassung der Menschen- und Kindesnatur und die offene Ablehnung der Lehre von der Erbsünde ihm unter den dogmatisch gerichteten Naturen Gegner schuf und noch heute schafft.

sich gelangt war, gleichmässig seine pädagogische Losung, die er etwa 1807 in dem stolzen Wort verkündete:

> „Ich will Menschen bilden, die mit ihren Füssen in Gottes Erde, in die Natur eingewurzelt stehen, deren Haupt bis in den Himmel ragt und in demselben schauend liest, deren Herz beides, Erde und Himmel, das gestaltenreiche Leben der Erde und Natur und die Klarheit und den Frieden des Himmels, Gottes Erde und Gottes Himmel eint."

Und ebenso erscheinen beide Richtungen in dem Studienplan, den er um dieselbe Zeit für seine Ausbildung zum Erzieher entwarf. (Lange, I 524 f.) Neben den „philosophischen Disziplinen" nehmen hier die „Naturwissenschaften" einen breiten Platz ein; Anthropologie und Physiologie gehören zu den „dem Erzieher als solchem notwendigen Wissenschaften", und was sie zu leisten haben, wird beiläufig dahin ausgesprochen: „Schon empirische Menschenkenntnis ist eine sehr vorzügliche Leiterin des Erziehers, vielmehr wissenschaftliche Kenntnis und Studium der Anthropologie im ganzen Umfange; da aber die Bildung hauptsächlich auch genau der Naturentwicklung angemessen sein muss, um nicht verderblich zu werden, d. h. die Individualität eines Menschen zu zernichten, so muss man also dabei dem Entwicklungsgange des Organismus sorgfältig folgen, daher folgt, dass auch die Pädagogik bei der Physiologie in die Schule gehen müsse."

Dieser, den Jünglingsjahren angehörige Satz nun gehört zu den bedeutendsten Äusserungen Fröbels. Denn er enthält ein die gesamte Erziehung umfassendes und in jedem einzelnen Stadium und Vorgange bestimmendes Prinzip. Nur die Naturentwicklung des Zöglings zeigt der Erziehung den rechten Gang: Die Erziehung schädigt den Zögling, so oft sie Stufen der Entwicklung übersicht, missachtet, unterdrückt; sie erreicht mit Sicherheit ihre Ziele, wenn sie der Naturentwicklung getreu folgt.

Comenius, Rousseau u. a. waren der Erkenntnis nahe; aber erst der Naturkenner und -Forscher Fröbel sprach sie deutlich aus. Und nicht etwa vorübergehend. Vielmehr blieb dieser Satz des 25jährigen ein Grundgedanke des Mannes und Greises. So erscheint er in noch schärferer Fassung in der „Menschenerziehung" (1826, Lange II 26): „Die Kräfte, Anlagen und Richtungen, die Glieder- und Sinnenthätigkeiten des Menschen sollen in der notwendigen Reihenfolge entwickelt werden, in der sie selbst an und in dem Kinde hervortreten", und vollends, als Fröbel die Grundlage für die Schulerziehung zu finden, zehn Jahre später zur Beschäftigung mit der Kleinkindererziehung sich gedrängt sah, die ihn zur Kindergartenpädagogik führte, und, wiederum einige Jahre später, als er in den „Mutter- und Koseliedern" die Pädagogik des Säuglingsalters als letzten Unterbau schuf, da war jener Satz der leitende Gedanke.

Kein Schritt in der Kindergartenpädagogik, den er nicht aus der natürlichen Entwickelung des Kindesalters zu begründen suchte; kein Spiel und Beschäftigungsmittel, das nicht vom Kinde im Verlaufe der körperlichen und seelischen Entwickelung „gefordert" würde; die Wahl und Reihenfolge seiner Beschäftigungsmittel stammt nicht aus der Willkür, sondern entspricht der am Kinde von Fröbel zuerst aufgesuchten und beobachteten „natürlichen" Reihenfolge seiner Beschäftigungsmittel. (Lange III 562): „Anfangs genügen ihm noch, ausser den eigenen Händchen und Fingerchen, die Hände und Finger der es Pflegenden und die wenigen, meist nur theilweise wenig beweglichen Gegenstände, die es mit seinen kleinen Händchen im Bereiche derselben ergreifen kann. Doch fordert es gar sehr bald nach einiger Entwickelung seiner Ärmchen und Hände zur Behandlung für dieselben einen Gegenstand, welchen es ganz frei und ungehemmt bewegen und gebrauchen kann." Und weiter (Seidel II 312): „Diese Gegenstände sind nun wieder zuvörderst körperlich, massig, handgreiflich, fest; Kugeln, Holzklötzchen, Steine, Ball sind die ersten Spielzeuge der Kinder. — Doch schon mit dem zweiten, aber bestimmt mit dem dritten Jahre treten an die Stelle dieser nach zwei verschiedenen Seiten hin andere: einmal ist es zwar noch massiger, aber leicht drückbarer Stoff, weicher Lehm und feuchter Sand, selbst das Wasser in seiner Beweglichkeit und die Luft mit ihrer treibenden und drehenden Kraft; dann sind es weniger massige und körperliche Gegenstände: Plättchen, Stäbchen und Fäden. Endlich der trockene Sand, die Sägspäne u. s. w., Gegenstände, welche durch Abreiben Spuren hinterlassen; Schiefertafel und Griffel, Papier und Bleistift, endlich farbige Flüssigkeiten, d. h. die Farben selbst. Darum auch des Kindes Lust am Zeichnen und Malen. Aber auch nicht minder das Singen, der Gesang."

Und in gleichem oder noch höherem Masse beherrscht dieser naturwissenschaftliche Gesichtspunkt die Mutter- und Koselieder in der Auswahl und Ordnung des Stoffes. Während andere nur die Entwickelung der Kindesseele im Säuglingsjahre ins Auge zu fassen pflegen, geht Fröbel von der sinnenfälligen und über die Seelenentwickelung lehrreicheren Beobachtung der Körper- und Gliederthätigkeiten des Kindes aus. Nur ein auf Naturbeobachtung gerichteter und darin geschulter Sinn konnte den Gedanken zu diesem Buche fassen und mit Gelingen ausführen.

So verdanken wir Fröbel eine neue Formulierung der gesammten Aufgaben der Pädagogik. In demselben Jahrhundert, wo die von der Philosophie ausgegangenen Psychologen (Beneke und Herbart) die psychologische Pädagogik schufen, verkündet der erste von den Naturwissenschaften ausgehende pädagogische Denker die anthropologische oder biologische Pädagogik. Hier und dort wurde ein unübersehbares

Arbeitsgebiet eröffnet. Aber das Schicksal beider war gar verschieden: Dort alle Bedingungen, um die Arbeiter herbeizurufen, nicht zum wenigsten die akademische Stellung der Führer mit ihrem Ansehen und ihrem Einfluss — hier ein Mann ohne jeden Einfluss durch Amt, Rang und gelehrte Verbindung, im Denken und Schreiben unermüdlich, doch ungeschult, unbeholfen in der Verbreitung seiner Schriften, durch Lebensgang, Thätigkeitsdrang und Schaffenslust auf praktisches Lehren und Erziehen mehr als auf pädagogische Theorien hingewiesen, von Freunden in wunderbarer Gefügigkeit unterstützt und doch bei der Eigenartigkeit seines Seelenlebens wohl nur von wenigen recht verstanden und gewürdigt, durch keinen Misserfolg vom Verlangen, nach aussen zu wirken, abgeschreckt und darum mit immer neuen pädagogischen Aufgaben beschäftigt — alles hemmte, nichts begünstigte darin, im Wechsel der Erlebnisse die bedeutendsten Gedanken festzuhalten und mit Stetigkeit auszubauen. Freilich war seine Liebe zur Natur zu innig, sein Vertrauen zu ihrer weisen Führung in der Erziehung zu fest, als dass sie nicht in seiner Thätigkeit oder seinen Plänen überall sich geltend machen sollten: nachdrücklicher noch als die Erziehung der Keilhauer Zöglinge in der Natur und durch sie sprach die Hochschätzung und Verwertung des von ihm zuerst in seiner pädagogischen Bedeutung erkannten natürlichen Thätigkeitstriebes des Zöglings, sodass er ihm in Keilhau, neben den wichtigen Erziehungsaufgaben der Anstalt, ein und das andere Stück bisher unbekannter Pflege (Baukasten, Farben) zuwandte und in Helba eine schier masslose Fülle von Handthätigkeiten zur Anwendung zu bringen gedachte; auch die Grundanschauung, dass der Entwickelungsgang der Natur den Gang der Erziehung lehren soll, drängt sich wieder vor. (Lange III 460): „Wie in einem Garten unter Gottes Schutz und unter der Sorgfalt erfahrener einsichtiger Gärtner im Einklange mit der Natur die Gewächse gepflegt werden, so sollen im Kindergarten die edelsten Gewächse, Menschen, Kinder als Keime und Glieder der Menschheit, in Übereinstimmung mit sich, mit Gott und Natur erzogen werden.“ Aber er weiss nicht mehr oder vergisst damals und in seiner Schweizer Zeit, welch bedeutenderen, werthvolleren Gedanken er in sich trage, der den Ausbau verlange, bis er durch die Kindergartenarbeit und die Mutter- und Koselieder wieder mit Notwendigkeit dazu zurückgeführt wird. Doch bleibt er auch jetzt nicht dabei. Seine späteren Erziehungspläne, wie besonders Frau v. Marenholtz sie darstellt, entspringen nicht mehr dem strengen Verlangen, die Erziehung auf die sorgsame leibliche und seelische Beobachtung des Zöglings und seines natürlichen Entwickelungsganges aufzubauen, sondern gehen auf die stetige Verwertung des körperlichen Thätigkeitstriebes aus, ohne zu fragen, ob diese Verwerthung zu aller Zeit zulässig und pädagogisch nützlich sei. Fröbel, sag' ich, steht bei seinen Ent-

würfen für die Jugenderziehung (Schulgärten, Jugendgärten) nicht mehr auf der Höhe des Denkens und Wollens, die er in der Kindergartenpädagogik und in den Mutter- und Koseliedern wieder gefunden hatte; und wenn heutige angebliche Fortsetzer oder gar Vollender Fröbels die Pflege des körperlichen Thätigkeitstriebes oder auch die geistige Selbstthätigkeit als Losungswort Fröbelscher Erziehungsweise ausrufen, so nehmen sie eine Einzelseite für das Ganze, so haben sie die Quelle nicht erkannt, welche Fröbel zu diesen Erkenntnissen führte.

Wenn diese Auffassung von Fröbels auf die Auffindung einer biologischen oder anthropologischen Pädagogik gerichtete Absicht gerechtfertgt ist, so erhellt zunächst, wie irrig es heute ist, von einem „System" Fröbels, einer fertigen „Fröbelschen Pädagogik", zu reden. Nur zwei aus dem Grundgedanken stammende und aus ihm verständliche Stücke sind von ihm in Angriff genommen und im grossen und ganzen trefflich ausgeführt worden. An eine Pädagogik der Schuljahre in diesem Sinne ist er nicht herangegangen; vielleicht weniger aus Achtung vor der bestehenden Schule als, weil es nach der Kleinkinderpädagogik ihm, dem Greise, an Kraft und Mut zu jener bedeutenden Gedankenarbeit gebrach, wenn man nicht sagen will, er habe die Tragweite seines neuen Prinzips überhaupt nicht erkannt. Genug, w a s e r u n s p ä d a g o g i s c h g e g e b e n, i s t d a s A n f a n g s s t ü c k e i n e s g r o s s e n B a u w e r k s; a b e r d e r G r u n d g e d a n k e i s t a n d e r w ä r t s u n d h i e r i n k l a r a u s g e s p r o c h e n. Und damit hat er nicht Jahrzehnten, sondern Jahrhunderten eine Aufgabe gestellt; aber weil es eben eine naturwissenschaftliche ist, im besonderen, weil die Achtung und Beobachtung des durch das Naturgesetz Werdenden die Unterlage ist, worauf die Pädagogik sich aufbauen solle, so ist unsere Zeit mit ihrer von Tag zu Tag sich steigernden Sorgfalt für eine der leiblichen und seelischen Entwicklung des Zöglings angemessene Schulerziehung schon unbewusst auf dem von Fröbel gewiesenen Wege. Schafft eine Erziehung des Knaben- und Jugendalters, das ist seine Mahnung, welche von den Werdegesetzen dieser Lebensstufen leiblich und physisch so deutlich „gefordert" wird, wie meine Säuglings- und Kleinkindererziehung von diesen Kindesjahren. Fragt nicht nach den Ansprüchen des Herkommens, des Lebens und Gesetzes; w a s d i e N a t u r e u c h t h u n h e i s s t, d a s t h u t!

Kleinere Mitteilungen.

Eine neue Gesamt-Ausgabe von Leibniz' Werken.

Die internationale Vereinigung wissenschaftlicher Körperschaften (Association internationale des Académies), die vor zwei Jahren in Paris begründet worden ist (sie umfasst jetzt im Ganzen 19 Akademien), hat auf Antrag der Académie des sciences morales et politiques zu Paris als erste Arbeit eine Ausgabe sämtlicher Werke von Leibniz in Angriff genommen. Die genannte Antragstellerin, sowie die Académie des Sciences und die Berliner Akademie der Wissenschaften haben einen dreigliedrigen Ausschuss gewählt, der die Vorbereitungen in die Hand genommen hat. Dieser Ausschuss hat die Aufgabe übernommen, zunächst alle Bibliotheken und Archive um Angabe der in ihrem Besitze befindlichen Leibnizhandschriften zu ersuchen, sodann ein beschreibendes Verzeichnis der gesamten schriftlichen Überlieferung des Philosophen aufzustellen und zum Schlusse einen Plan zu entwerfen, nach welchem die Gesamt-Ausgabe eingerichtet werden soll. Das Unternehmen steht erst in den Anfängen; wie viele Akademien sich an der Ausführung beteiligen, wird erst auf der nächsten Vertretersitzung, die Ostern 1904 zu London stattfinden soll, bestimmt werden. Welchen Umfang aber die Ausgabe annehmen wird, darüber machte Brochard auf der Pariser Sitzung einige bezeichnende Mitteilungen. In Hannover allein liegt noch eine kaum übersehbare Menge von unbenutzten Leibnizschen Sachen, teils Handschriften, teils Briefe, teils an den Rand alter Ausgaben geschriebene Bemerkungen. Öfter kam es vor, dass Leibniz ein Werk umarbeitete, und dies macht es der Wissenschaft zur Pflicht, jeder einzelnen Gestaltung sorgfältig nachzugehen. Von Briefen giebt es gegen 15000, von denen bis jetzt nur ein geringer Teil bekannt geworden ist; werden sie alle gesammelt, so wird dadurch die Gelehrtengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts neue wertvolle Lichtstrahlen erhalten. Im ganzen, so glaubt Brochard, würde die Gesamtausgabe etwa hundertdreissig bis hundertvierzig Bände umfassen, zu ihrer Herstellung aber ist ein Zeitaufwand von wenigstens fünfzehn Jahren nötig. Wie sehr aber diese ungeheuere Aufgabe gerade der neuen

Vereinigung angemessen ist, ergiebt sich daraus, dass das Werk nur durch die vereinte Arbeit von Philosophen, Theologen, Geschichtsforschern, Mathematikern und Juristen zu einer befriedigenden Ausführung gelangen kann.

Zu Anfang dieses Jahres ist in der Sache dann ein weiterer fördernder Schritt geschehen. Es soll durch eine Inventarisierung des vorhandenen herauszugebenden Materials zuerst eine Übersicht darüber gewonnen werden, was Alles in die grosse Ausgabe von Leibniz aufzunehmen sein wird. Die kgl. Preussische Akademie der Wissenschaften, deren Stifter und erster Präsident bekanntlich Leibniz im Jahre 1700 gewesen ist, hat als seine eigentliche wissenschaftliche Testamentsvollstreckerin soeben, wie wir erfahren, zwei Gelehrte mit der Inventarisierung aller Opera Leibniziana betraut, einen philosophisch geschulten und einen Kulturhistoriker. Ersterer, Dr. Kabitz, ist ein Schüler von Geh. Rat Wilhelm Dilthey, der Andere, Dr. Paul Ritter, ist ein Schüler des Historikers Prof. Max Lenz. Nach der durch diese beiden Forscher aufzustellenden Übersicht aller erreichbaren Werke des grossen Philosophen wird der Grundriss und die Bände-Einteilung der Gesamtausgabe erst zu entwerfen sein.

Nachrichten und Bemerkungen.

Die Überzeugung, dass das Christentum in allen seinen wesentlichen Zügen die Religion und nicht eine unter vielen ist, wird stets eine Sache des Glaubens sein und bleiben; ein Beweis für die Annahme, dass jede Überbietung des Christentums in seiner reinen Form ausgeschlossen ist, wird sich nie führen lassen. Aber dieser Glaube an die Höchstgeltung des Christentums ist vereinbar mit der Überzeugung, dass dasselbe eine historisch erwachsene Erscheinung ist, die als solche gewissen historischen Bedingtheiten unterworfen war und ist. Man kann dies in die Formel fassen, dass das Christentum eine normative Geltung hat. Näheres hierüber bei Ernst Troeltsch, Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr 1902.

Der berühmte Ägyptologe Flinders Petrie hat in seinem Werke Religion and conscience in ancient Egypt. 1898 den Beweis erbracht (s. M.H. der C.G. 1901 S. 189 f.), dass in den Kult der römischen Kirche manche Elemente des **Isiskultus** eingedrungen sind, dessen Anhänger im ganzen römischen Reiche vor und nach den Anfängen der christlichen Zeitrechnung sehr weit verbreitet waren. -- Seitdem dies feststeht, muss doch auch die Frage näher geprüft werden, ob nicht die in den Katakomben bemerkbaren auffallenden Anklänge an gewisse Zeichen und Symbole des Isiskultes auf historische Zusammenhänge hindeuten; sicher ist freilich, dass alle diese Symbole der Katakomben Umbildungen und Umdeutungen im Sinne des Christentums erfahren haben; aber für die Geschichte des Ursprungs dieser kultischen Zeichensprache ist es doch wichtig, auf diese Zusammenhänge zu achten.

In der Symbolik der Kultgenossenschaften, deren Geschichte wir hier verfolgen, spielt das Bild der **Arche Noah** (wie das Zeichen genannt zu werden pflegt) eine erhebliche Rolle. Da ist es nun beachtenswert, dass dasselbe merkwürdige Zeichen auch unter den symbolischen Darstellungen wiederkehrt, mit welchen die grossen Buchdrucker bezw. die in deren Werkstätten arbeitenden Steinmetzen und Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts die Schriften bekannter Humanisten auf den Titeln zu verzieren pflegten. Wenn das nur an einer Stelle nachweisbar wäre, so könnte man darin eine Laune erblicken; da die „Arche Noah“ aber öfter vorkommt, so ist das unmöglich ein Zufall, sondern offenbar der Ausfluss einer Geheimsprache, die ja auch ohnedies in diesen Kreisen nachweisbar ist. Joh. Froben in Basel,

von dessen Officin die Dunkelmänner-Briefe (deren Verfasser es wissen konnten) sagen:

Sed in domo Frobenii
Sunt multi pravi haeretici,

Johannes Froben (sage ich), der „König der Drucker“ (geb. 1460), verlegte im Jahre 1513 die Adagia des Erasmus. Diese Ausgabe enthält auf dem Titelblatt eine Randleiste, die von Ursinus Graf entworfen war (Passavant, III, 432 Nr. 144). In der Titel-Einfassung erscheint nun die „Arche Noah“, d. h. die Darstellung eines Kastens, in dem eine menschliche Figur angeordnet ist; über der Figur steht die sehr merkwürdige Bezeichnung

„Humanitas“,

die dem Kenner der Sache doch zu denken giebt. In dem Kasten  sitzt die Humanitas. — In Tübingen wirkte seit 1523 Ulrich Morhart als Drucker und Verleger. Dieser Morhart verwendet ebenfalls die „Arche Noah“ als Randleiste: in einem Kasten sitzt oder steht eine Figur, die einen Kranz auf dem Kopfe trägt und ein Buch vor sich hat; gleichzeitig ist ein Knabe sichtbar, der den Kasten anscheinend an einem Seil zieht. Um den Kasten herum sind vier Figuren angeordnet. (Vgl. Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen 1881, S. 31).

Niemand zweifelt, dass dort, wo im Laufe der Jahrhunderte die theologischen Kunstausdrücke (die Terminologie), welche die Scholastik geprägt hat, im Sinne dieser Scholastik gebraucht werden, ein unmittelbarer geistiger Zusammenhang mit der Scholastik anzunehmen ist. Nun beachte man Folgendes. Der Ausdruck **„Baumeister der Welt“** ist im Gegensatz zur Weltbetrachtung der auf Aristoteles beruhenden Scholastik geprägt: er gehört dem Gedankenkreise des Platonismus an. Nun haben wir früher (M.H. Bd. VIII 1898 S. 79 ff.) bewiesen, dass der Ausdruck „Baumeister der Welt“ im Sprachgebrauch der italienischen Akademien des 15. und 16. Jahrhunderts nachweisbar ist, und dass (a. O. S. 192) auch Comenius im 17. Jahrhundert ihn gebraucht. Da ist es wohl doch beachtenswert, dass auch der „Alchymist“ Robert Fludd (1574—1637) in seiner Schrift „Sophiae cum Moria certamen“ p. 12) sagt: „Deus .... maximus ille Macrocosmi opifex“. Liegen darin keine Hinweise auf geistige Zusammenhänge?

Wie mächtig innerhalb bestehender Organisationen grosse Kämpfe nachwirken, haben wir oft hervorzuheben Gelegenheit gehabt. Einen merkwürdigen Beleg dafür bietet das jüngst erschienene Werk von M. Spahn, Der Grosse Kurfürst (Mainz, Franz Kirchheim 1901). Jeder Kenner wird sich in die Zeiten der **Streittheologie des 17. Jahrhunderts** zurückversetzt fühlen, wenn er bei Spahn Urteile wie die folgenden findet: „Die Réfugiés haben die alte Zucht unseres Bürgertums gelockert, es vielfach entsittlicht und die werdende Berliner Gesellschaft charakterlos gemacht“. Die Reformierten sind nach Spahn „Revolutionäre“ und zwar nicht bloss die reformierten Unterthanen, sondern auch die reformierten Fürsten. Man vergleiche Spahn a. O. S. 126: Der

Umstand, „dass in dem Herzog von York (es ist Jacob II. gemeint, der Stuart) ein Katholik die Herrschaft Englands übernahm, erregte die beiden einflussreichsten reformierten Fürsten so sehr, dass sie, der Brandenburger und der Oranier, die Absicht seiner revolutionären Beseitigung und seiner Ersetzung durch den Oranier fassten". Nach Spahn S. 91 war der Grosse Kurfürst in die Hände G. F. von Waldecks und der „Umsturzpartei" geraten und S. 109 wird deshalb Waldeck „der Kalvinist und umstürzlerische Reichsgraf" genannt. Der leitende Staatsmann des Grossen Kurfürsten war (nach S. 91) „der geistig ausgezeichnete Träger der bis 1618 thätig gewesenen kurpfälzisch reformierten Umsturzpartei". Auf S. 60 erzählt Spahn, der Kurfürst Johann Sigismund „habe sich Gustav Adolf und den Pfälzern verwandt gemacht und selbst die reformierte Lehre angenommen. Damit sei er aus dem Kreise der konservativen lutherischen Fürsten des deutschen Nordens ausgetreten". Die Lutheraner sind die „konservativen", die Reformierten sind die „Umstürzler"! Damit stimmt es überein, dass das Wort Reformierte oder das „Reformiertentum" (wie Spahn sagt) bezw. Kalvinisten fast an keiner Stelle ohne ein herabsetzendes Beiwort (z. B. S. 90 „Kalviner-Misstrauen", S. 110 „die Herzenskälte des Reformiertentums", S. 113 der „harte Kalvinismus", S. 106 „reformiert-aufgeklärt" u. s. w.) gebraucht wird, während die lutherische Kirche entsprechende ehrende Zugaben erhält, z. B. S. 41, wo von dem „stolzen, glaubensfesten Kirchentum Sachsens" die Rede ist, das bekanntlich den Sieg am Weissen Berge entschied, wo „die Elemente des Aufruhrs" niedergeworfen wurden, die sich in Österreich unter dem Banner des Protestantismus zusammengeschart hatten (S. 38)[1].

Wir haben es als einen wesentlichen Charakterzug comenianischer Geistesrichtung bezeichnet, dass ihre Vertreter bestrebt waren, ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Gelehrsamkeit für „die Erziehung des Menschengeschlechts" nutzbar zu machen; ja sie gingen im Gegensatz zu der bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts herrschenden Scholastik soweit, dass ihnen jede Gelehrsamkeit wertlos schien, die nicht in irgend einer mittelbaren oder unmittelbaren Art der Vervollkommnung der Menschheit dienen konnte: das war die Gesinnung, die Comenius mit dem Namen der **Humanität** bezeichnete. Derselbe Charakterzug nun beherrscht den neuen Litteraturzweig, der seit etwa 1700 in England und Deutschland zu so grossem Einfluss gelangte, die „Moralischen Wochenschriften". Ihre Herausgeber waren der Meinung, dass es nicht genüge, ein guter Christ zu heissen; vielmehr sei es notwendig, zugleich ein guter Bürger und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Sie konnten sich darin ebenso auf Thomasius wie auf Wolf berufen, von welchen letzterer „das Streben nach Vollkommenheit in Gemeinschaft mit Andern" als höchstes Ziel der Moral bezeichnet hatte.

---

[1]) Die gesperrten Worte sind von uns gesperrt worden.
Die Schriftleitung.

In den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts bestand unter den **Studierenden** verschiedener Hochschulen der sog. „Orden der Freundschaft“ (L'ordre de l'Amitié), gewöhnlich „Amicisten-Orden“ genannt, der in Logen (Mutterlogen, Tochterlogen u. s. w.) gegliedert war, und dessen Beziehungen zu den gleichzeitigen „deutschen Societäten“ klar erweisbar sind (Wilh. Fabricius, Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Jena 1891 S. 29 ff.). Schon die Namen „Gesellschafter“, „Gesellschaft der Freunde“ und „Gesellschaft der Philosophen“ deutet auf die Zusammenhänge hin. In Beziehung zu den „Amicisten“ standen die „Indissolubilisten“. Fabricius druckt die „Logengesetze“ ab und beschreibt einige Bräuche bei der Aufnahme, bei der u. A. der Logenmeister spricht: „Alle Degenspitzen, die du hier auf dich gerichtet siehst, sind sowohl zu deiner Verteidigung als auch zu deiner Bestrafung (auf dich gerichtet), wenn du den Schwur brichst“. Dann hängt der Logenmeister dem Neuaufgenommenen das Kreuz um und erklärt ihm die Erkennungszeichen. „Die Loge wird durch «dreimal drei» und einen Schlussgesang beendet.“ (Fabricius S. 59.) Auch die Namen „Senior“, „Subsenior“ etc. stimmen mit dem in den „Sozietäten“ üblichen Gebrauche überein. Die Geschichte der Amicisten wie der verwandten „Orden“ ist leider noch sehr dunkel, hauptsächlich wohl deshalb, weil man Verschwiegenheit übte und namentlich die Bräuche geheim hielt. Wir wollen hier nur im allgemeinen die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet lenken und dabei einen kleinen, aber merkwürdigen Zug aus der Bewegung erwähnen. In Giessen hatten die „Amicisten“ heftige Angriffe und Beschimpfungen aller Art zu erdulden, und es sind uns aus Untersuchungs-Akten einzelne der Schimpfnamen aufbewahrt, mit denen sie beehrt wurden; darunter finden sich die Namen „Röckel“ und „Quäker“ oder „verfluchte Quäker“, wie der Ausdruck lautet. Wie sind diese Namen zu erklären?

Im Frühjahr 1768 veröffentlichte Gottfried Herder einen Nachruf an Thomas Abbt (Über Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück 1768); darin sagt er: „Der erhabene Fürst, der unsern Abbt kannte, besass und zu schätzen wusste, — es ist **Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe** gemeint — hat gezeigt, auf welche vorzügliche Art ein regierender Herr das Verdienst ehren könne: Er, der mit der Tapferkeit eines Römischen Helden und mit der Sorgfalt eines deutschen Landesvaters die Gesinnung eines griechischen Weisen zu verbinden wusste: hat bei Abbts Tode jene goldene symbolische Zeit erneuert, da auch für das stille und betrachtende Verdienst Denkmale und Bildsäulen und festliche Gebräuche bereit standen. Das Monument, das er errichtet, spricht mehr als alle Denkmale von Papier erbauet.“ — Scharnhorst, der bekanntlich den Grafen aus einer fünfjährigen persönlichen Berührung kannte, schreibt: „Man wird selten soviel unbedingliche Güte des Herzens mit so vielen grossen Eigenschaften des Geistes wie bei ihm vereint sehen. Sich und die Welt mehr aufzuklären war sein beständiges Bestreben. Seine Leutseligkeit, Menschenliebe und Gutthätigkeit machten

ihn zum allgemeinen Vater und Versorger seines Landes. Er hat nie einen Notleidenden ohne Hilfe gelassen, nie arme Wittwen und Waisen ohne Versorgung. Er liess zuletzt allen Aufwand seines kleinen Hofes eingehen und war allein dadurch glücklich, dass er andere glücklich machte ..... Ich kann mich nicht ohne eine Art von Enthusiasmus der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie etwas lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in Allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit hatten, ihn entscheidend zu beurteilen, zu loben oder zu tadeln." — Gneisenau schrieb später einem Freunde: „Sie haben den Grafen zur Lippe sehr gerühmt, aber noch lange nicht nach Verdienst, er war viel grösser noch als Sie ihn darstellen. Ich habe mich früher eine Zeit lang in Bückeburg aufgehalten und dort im Archiv seine Handschriften durchgelesen. Unsere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813, Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den grössten Umrissen bis auf das kleinste Einzelne, alles hat er schon gewusst, gelehrt, ausgeführt .... Denken Sie nun, was das für ein Mann gewesen, aus dessen Geist soweit in der Zeit voraus die grössten Kriegsgedanken sich entwickelt, an deren späterer Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zusammengebrochen ist."

Wir haben an dieser Stelle einen Aufsatz über „Christentum und Platonismus" veröffentlicht (M.H. der C.G. 1901 S. 7 ff.) und sind dabei auf die Rektoratsrede Adolf Harnacks, Sokrates und die alte Kirche (Giessen, J. Ricker 1901, Preis 50 Pf.) näher eingegangen. Es ist uns erfreulich zu sehen, dass die Deutsche Litteratur-Zeitung Nr. 18 vom 3. Mai 1902 aus der Feder Lic. H. Weinels in Bonn eine längere Besprechung der Harnackschen Rede bringt, die sich in ihren Ausführungen sehr nah mit unserer Beurteilung berührt. Danach scheint es, dass sich auch über Wort und Begriff des **christlichen Humanismus** — Weinel verwendet diese Bezeichnung wiederholt — eine erfreuliche Verständigung anbahnt. Dass wir seitens der C.G. seit zehn Jahren eben die Geschichte dieses christlichen Humanismus zum Gegenstande unseres Arbeitsgebietes gemacht haben, ist ja bekannt. Wir sind ganz damit einverstanden, wenn Weinel die vorzügliche Rede Harnacks als einen Markstein in der Entwicklung dieses „christlichen Humanismus" in der Gegenwart bezeichnet.

Im Theologischen Litteraturblatt (Jahrgang 1901, Nr. 35), hrsg. von D. Wilhelm Hölscher, ev. Pfarrer in Leipzig (Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig) bespricht Konsistorialrat D. Dr. Otto Zöckler, Professor der Theologie an der Universität Greifswald, die dritte Auflage des **Allgemeinen Handbuchs der Freimaurerei,** Leipzig, Max Hesses Verlag 1900. Die Besprechung ist in mancher Beziehung beachtenswert, zeichnet sich auch durch eine gute Sachkunde und ein ruhiges Urteil aus. Natürlich interessieren Zöckler am meisten diejenigen Artikel des Handbuchs, die sich mit der Religion und den religiösen Fragen beschäftigen; dabei macht er die Bemerkung, dass einer der beiden Hauptartikel in seiner Auffassung der

Religion „an mehr als einem Punkte an Harnacks Wesen des Christentums" erinnert. Da der Artikel des „Allg. Handbuchs" die in weiten maurerischen Kreisen herrschenden Anschauungen wiederspiegelt, so liegt in dieser Beobachtung Zöcklers eine merkwürdige Hindeutung. Sie stimmt vollkommen überein mit sehr gewichtigen Stimmen, die auch sonst aus den gleichen Kreisen laut geworden sind; darunter ist wohl die beachtenswerteste die, die in der Schrift „Freimaurerische Betrachtungen über Harnacks Wesen des Christentums" (Berlin S. W., Verlag und Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei) 1901 zum Ausdruck gekommen ist; sie ist vom Verfasser der Abhandlung „Christentum, Humanität und Freimaurerei" (Preuss. Jahrb. Bd. 99 [1901] S. 21 ff.) veröffentlicht worden.

Am 25. September 1901 ist unter dem Vorsitze des Herrn Sanitätsrats Dr. med. Sudhoff, in Hochdahl bei Düsseldorf, zu Hamburg die „Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften" begründet worden. Die Geschichte dieser beiden Wissenschaften ist so eng mit der Geschichte des christlichen Humanismus verknüpft, dass wir uns von den Publikationen dieser Gesellschaft auch für unsere Aufgaben manche Förderung versprechen.

Einer der bekanntesten fürstlichen „Alchymisten" und „Astrologen" — wie ihn die Gegner nannten — war **Simon VI., Graf zur Lippe** (1554 bis 1613), ein Mann, der als eine der hervorragendsten geistigen Erscheinungen seines Zeitalters bezeichnet werden darf. Seit 1586 war Graf Simon VI. verheiratet mit der Tochter des Grafen Otto von Schaumburg, die ihm in einer langen und glücklichen Ehe fünf Söhne und fünf Töchter gebar. Drei dieser Söhne, nämlich die Grafen Simon (der nachmalige Simon VII., 1587—1627), Otto (1589—1657) und Philipp (1601—1681), wurden im Jahre 1626 Mitglieder der „Sozietät des Palmbaums", die, wie wir an dieser Stelle nachgewiesen haben (M.H. 1895 Bd. V S. 1 ff.), unter der Symbolik von Steinmetzen arbeitete, und deren Mitglieder sich Brüder nannten. Dass dieser Anschluss nicht eine Sache des Zufalls oder der Laune war, geht daraus klar hervor, dass diese Söhne Simons auch ihre eignen Söhne demselben Orden zuführten, wie denn Simons VII. junge Söhne Simon Ludwig (1610—1636) und Jobst Hermann (1625—1678), der Begründer der Linie Biesterfeld-Weissenfeld, sich der Brüderschaft in aller Form anschlossen. Der erwähnte Graf Philipp, der der Begründer der schaumburg-lippischen Linie geworden ist, ist der Grossvater des Grafen Albrecht Wolfgang, der in London Mitglied einer gleichartigen Brüderschaft, der „Society of Masons", wurde. Wenn man die Eigenart dieses letztgenannten Grafen, wie wir sie an dieser Stelle (M.H. 1901 S. 195 ff.) geschildert haben, mit dem Charakter und den Neigungen Simons VI. vergleicht, so tritt eine auffallende geistige Verwandtschaft zwischen dem Urgrossvater und dem Urenkel zu Tage. Die Liebe zur Musik, zur bildenden Kunst (Simon VI. war selbst Maler wie sein Urenkel Komponist), zu den Naturwissenschaften und zur Naturphilosophie tritt bei beiden gleich stark in den Vordergrund; auch haben beide Fürsten freundschaftliche Beziehungen

zu den Vertretern von Kunst und Wissenschaft (Simon besonders zu italienischen Architekten und Ingenieuren, die er in sein Land hatte kommen lassen) unterhalten. Einige charakteristische Züge aus dem Leben des Grafen Simon mögen die Verwandtschaft der Gedankenkreise weiter bestätigen. Graf Simon war ein Gegner der Glaubensverfolgungen und bethätigte den Grundsatz der Toleranz soweit er konnte. Er schützte die von der Orthodoxie verfolgten Theologen, nahm die Glaubensflüchtlinge anderer Länder bei sich auf und trat selbst zum reformierten Bekenntnis über. Er eröffnete früher als die meisten anderen Fürsten den Kampf gegen die beim Volke beliebten und von der Kirche gut geheissenen Hexen-Verbrennungen. Er stand mit zahlreichen Staatsmännern der Niederlande in nahem persönlichem Verkehr, insbesondere mit dem Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, ebenso mit Eberhard von Solms und Philipp von Hohenlohe, mit deren Nachkommen auch der Urenkel Freundschaft unterhielt. Merkwürdig sind Simons Beziehungen zu böhmischen Magnaten und Künstlern, die durch seinen häufigen Aufenthalt in Böhmen befestigt wurden. Da in Italien, in Böhmen wie in den Niederlanden schon seit dem 15. und 16. Jahrhundert Sozietäten blühten, nach deren Vorbild der „Orden des Palmbaums“ gegründet war, so darf man doch billig die Frage aufwerfen, ob nicht bereits Graf Simon VI. Mitglied einer solchen Brüderschaft gewesen ist. In Rücksicht auf die Bedeutung, welche dieses uralte Fürstengeschlecht für die Entwickelung der verwandten Sozietäten, und damit für die Geschichte des deutschen Geisteslebens, erlangt hat, handelt es sich doch um eine Frage von nicht geringem geschichtlichen Interesse.

Das Wesenszeichen der inneren Geschichte Preussens, vom Tode Friedrichs des Grossen bis zum Ende des Jahrhunderts, ist der Kampf des Ministeriums Wöllner gegen die „Neologen“, zu denen ja auch Kant u. A. gehörten. Das Studium dieser Zeit und dieser Kämpfe ist ganz ausserordentlich lehrreich für die **Methoden** und die **Kampfmittel**, welche zur Erreichung des Zieles zur Anwendung gekommen sind, und es ist eine sehr merkwürdige Beobachtung, dass uns hier die gleichen Massregeln, Methoden und Kampfmittel begegnen, welche in allen Jahrhunderten seitens der Kirche wider die „Freigeister“, „Atheisten“ und „Umstürzler“ angewandt wurden, ja dass dieselben Schlagworte, Namen und Verdächtigungen wiederkehren. Wir wollen hier nur einige dieser Massregeln, Kampfmittel und Methoden erwähnen. Zunächst wurden sämtliche Schulen der Einwirkung des staatlichen Machteinflusses (sie unterstanden bis dahin den Kriegs- und Domänen-Kammern) entzogen und den Konsistorien überwiesen, welche sie als Provinzialschul-Kollegien verwalteten; die Prüfungs-Kommission für die Lehrer wurde fast ausschliesslich mit Geistlichen besetzt, auch die Generalsuperintendenten erhielten in diesen Kommissionen Sitz und Stimme. Der Religionsunterricht erhielt eine gesteigerte Betonung. Ausser der Schulgesetzgebung wurde die Ehegesetzgebung in verschärfter Art revidiert; man erkannte darin ein vorzügliches Zuchtmittel. Am 19. Dezember 1788 erschien das „erneuerte Censur-Edikt für die preussischen Staaten“. Für das theologische Studium an den Universitäten wurden neue

orthodoxe Lehrbücher eingeführt. Vor Allem aber ward mit Hülfe der Kirche die Litteratur, zumal die Tages-Litteratur, in den Dienst des Kampfes gestellt, den Wöllner auf Befehl des Königs als „Generalkommandant gegen die Aufklärer" führte. Es erwies sich mehr und mehr als ein vorzügliches Mittel zur Verdrängung lästiger Mitbewerber um Ämter, Würden, Einkünfte und Auszeichnungen, wenn man im Stande war, einen Gegner in den Ruf des „Aufklärers" zu bringen; kein Wunder, dass von diesem Mittel sehr vielfach Gebrauch gemacht wurde. Die alten hässlichen Sekten-Namen der „Freigeister", „Atheisten", „Gotteslästerer" u. s. w. wurden aus der Rüstkammer der Streittheologie der früheren Zeiten wieder hervorgeholt und in Flugschriften, Reden und Zeitungsartikeln wirksam verwendet. Alle diese zum Teil äusserst gehässigen Angriffe und Massregeln geschahen nach den Kundgebungen ihrer Urheber „um der Sache Gottes willen" und zur „Förderung des Christentums" — genau in der Art, wie seit Jahrhunderten der Kampf der Kirche wider ihre Gegner geführt worden war. Das Studium dieser merkwürdigen Epoche ist Freunden wie Feinden Wöllnerscher Grundsätze sehr zu empfehlen; Beachtung verdienen auch die Ursachen, weshalb dieses System so rasch und so kläglich zusammengebrochen ist.

Druck von Johannes Bredt, Münster i. W.

Verzeichnis der eingegangenen Schriften.

Die Schriftleitung behält sich vor, über einzelne Werke noch besondere Besprechungen zu bringen.

Für unaufgefordert eingesandte Werke wird keine andere Gewähr wie die Namhaftmachung an dieser Stelle übernommen.

Arnold, Gottfried, Wie waren die ersten Christen. Neu bearbeitet von H. Sch. Gotha, Verlag der Missionsbuchhandlung P. Ott, o. J. 8⁰. 244 S. Brosch. 1 M., gebd. 2 M.

Bäck, Leo, Harnack's Vorlesungen über das Wesen des Christenthums. Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums." Breslau, Wilhelm Koebner (Inh.: Baresch u. Riesenfeld), 1901. 8⁰. 24 S.

Bulletin de la Société d'Histoire Vaudoise (Torre Pellice). No. 18, Septembre 1900. Pignerol, Imprimerie Chiantore-Mascarelli, 1901. 8⁰. 186 S.

Clemen, Otto, Miscellen zur bayerischen Reformationsgeschichte. III. Johannes Lyndenmayer. IV. Conrad Distelmair. In Beiträge zur bayer. Kirchengeschichte VIII. 3. 8⁰. 9 S.

Der Deutsch-evangelische Kirchenbund. Bericht, dem Gesamtvorstand des S. Gothaischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes am 25. Mai 1898 zu Gotha erstattet von dem Vorsitzenden des Hauptvereins Albert von Bamberg. Berlin, Julius Springer, 1898. 8⁰. 31 S.

Ellinger, Georg, Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis Melanchthons. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder), 1902. 8⁰. XVI, 624 S. 14 M.

Der evangelische Bund und der Hauptverein S Gotha 1894—1900. Bericht erstattet von dem Vorsitzenden des Hauptvereins. Gotha, Stollbergsche Buchdruckerei, 1900. 8⁰. 29 S.

Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Bd. 1. 2. Aufl. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1902. 8⁰. XXXVI, 290 S. Brosch. 3,50 M., gebd. 4,50 M.

Der Gralsbote. Herausgegeben von A. Engel. Bd. 1. No. 4. Friedrichshagen - Berlin, Verlag „Humanitas", 1902. 8⁰. 16 S. Jährl. 2 M.

Heubaum, A., Die Geschichte des ersten preussischen Schulgesetzentwurfs (1798—1807). Sonderabdruck aus Monatsschrift für höhere Schulen, herausgegeben von R. Köpke und A. Matthias. I. Jahrgang. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. 8⁰.

Hoppe, Gerhard, Die Psychologie des Juan Luis Vives nach den beiden ersten Büchern seiner Schrift „De anima et vita" dargestellt und beurteilt. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Berlin, Mayer u. Müller, 1901. 8⁰. 122 S.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Herausgegeben von Georg Loesche. 22. Jahrgang. III. u. IV. Heft. Ausgegeben im October 1901. Wien, Manz. — Leipzig, Julius Klinkhardt 1901. 8⁰. S. 113—243. f. d. Jahrg. 9,60 M.

Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft XXVIII. Erfurt, Carl Villaret (Inhaber Arthur Fram), 1902. 8⁰. 135 S.

Lezius, Friedrich, Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs. Ein Beitrag zur Geschichte der Gewissensfreiheit. (Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von N. Bonwetsch und R. Seeberg. VI. Bd. Heft 1.) Leipzig, Dieterich'sche Verlags-Buchhandlung (Theodor Weicher,) 1900. 8⁰. 115 S.

Loesche, Georg, Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. In Umrissen. — Im Auftrage der „Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich". Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1902. 8⁰. 251 S. Brosch. 2 M., gebd. 2,50 M.

Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft von George Samuel Albert Mellin, Züllichau 1794. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift „Zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft" versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann, 1900. 8⁰. XXIV, 167 + 189 S. Brosch. 6 M., gebd. 7 M.

Nestle, Eb., Paul de Lagarde. Ergänzter Sonderabdruck aus Band XI der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 8⁰. 13 S.

Reichel, Eugen, Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin, Godsched-Verlag, 1902. 8⁰. XIII, 108 S.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. Bd. 1. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann), 1902. (Probeheft). 8⁰. IV, 24 S. 8 M.

— Pädagogik in systematischer Darstellung. Bd. 1: Die Lehre vom Bildungswesen. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann) 1902. (Probeheft). 8⁰. IV. 16 S. Brosch. 10 M., gebd. 12 M.

Thudichum, Friedrich, Die Wahren Lehren Jesu. Leipzig, Max Sängewald, 1901. 8⁰. VIII, 208 S. Brosch. 3,50 M., gebd. 4 M.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.